

OTTO FRIEDRICH BOLLNOW

Die Macht des Worts

Sprachphilosophische Überlegungen aus pädagogischer Perspektive*

INHALT

Vorwort der Herausgeber 2

Vorwort 3

I. Die Leistung der Sprache 4

1. Die Wendung zur Sprache in der gegenwärtigen Philosophie 4
2. Die Sprache als Weltansicht 6
3. Pädagogische Folgerungen 8

II. Das ausgesprochene Wort 10

1. Der speziellere Einsatz 10
2. Die Kenntnis des Namens 11
3. Das Wort als Entscheidung 12
4. Das Versprechen 14
5. Der Fluch und die Magie der Seele 15

III. Die Gefahren der Sprache 17

1. Das Schlagwort 17
2. Die Verfestigung und Übertreibung im Wort 19
3. Das Gerede 20

IV. Die Lebensmacht der Dichtung 21

1. Der Kinderreim 21
2. Dichterworte als Zitate 22
3. Das lyrische Gedicht 23
4. Dichtung als Magie 26
5. Sprache als Magie (Abschluß) 27

* Das Büchlein erschien in der Reihe „neue pädagogische bemühungen“ (Nr. 17/18) der Neue Deutsche Schule Verlagsgesellschaft mbH, Essen 1964. Die Seitenumbrüche des Erstdrucks sind in den fortlaufenden Text eingefügt.

Vorwort der Herausgeber

Die neue Disziplin der Erziehungswissenschaft, die sich anthropologische Pädagogik nennt, sucht durch das Erziehungsphänomen hindurch zu dessen menschlichen Grundlagen vorzudringen und stößt zwangsläufig auch auf die Sprache. Was bedeutet es für das Verständnis der Erziehung, daß der Mensch das sprechende Wesen ist und daß er nicht ohne Sprache zum Menschen werden kann? Diese Frage bestimmt die Perspektive von Otto Friedrich Bollnows Untersuchungen zur Macht des Worts im Menschenleben. Zwar führt ihr Weg rasch aus dem Hafen der einheimischen Begriffe, in dem zur Zeit so manches Schiff der Pädagogik rostet, hinaus aufs offene Meer der philosophischen Anthropologie; dafür bringen sie aber Entdeckungen zurück, die der Erziehungswissenschaft ihren vergessenen Anteil an dem Land der Sprache neu erschließen.

Der humanistische Gedanke von der »Formkraft der menschlichen Rede« (Rüegg) und die unüberholte Idee Wilhelm von Humboldts, daß die Sprache »kein Werk (Ergon), sondern eine Tätigkeit (Energeia)« sei, die für die Linguistik und »Cultural Anthropology« wegweisende Einsicht Sapirs, »that the >real world< is to a large extent unconsciously built up on the language habits of the group«, und Whorfs darauf beruhendes kühnes »linguistisches Relativitätsprinzip«, aber auch Hans Lipps' verwandte produktive Formel von der »Verbindlichkeit der Sprache« und schließlich die dunkel bedeutungsvolle Wendung Heideggers von der Sprache als dem »Haus des Seins« — diese alten Traditionen und neuen Fortschritte des westlichen Sprachdenkens werden hier in die Pädagogik eingebbracht, nicht nur um ihren Gesichtskreis zu erweitern und ihren Erkenntnisrückstand aufzuholen, sondern auch um ihr ein legitimes Leid zu eigener Forschung abzustecken, dessen Fruchtbarkeit schon jetzt als außerordentlich bezeichnet werden muß.

Wenn nämlich die Sprache, wie es Bollnow zeigt, dem Menschen einen Entwurf der Welt und seines Lebens zur Erfahrung und Verwirklichung aufgibt, wenn das gesprochene Wort die Situation real verändert, wenn der verantwortlich Handelnde sich im Halten des Wortes selbst verwirklicht und wenn das verbindlich geprägte Wort das noch ungestaltete Leben formt: dann muß die Pädagogik ihre anthropologischen Voraussetzungen schleunigst revidieren. Dann genügt es nicht mehr, die Erziehung allein von einer aktivitätspädagogischen Auffassung des Menschen her zu verstehen. Vielmehr muß diese in jene umfassende kulturanthropologische Konzeption integriert werden, die den Menschen zugleich als das handelnde und das sprechende Wesen wahrnimmt und damit die Sprache als eines jener Kulturgehäuse zur Geltung bringt, welche die Handlungen des Menschen prägen. Die Konsequenzen für die Pädagogik, die sich aus dieser neuen Position ergeben, werden weitreichend sein.

Vorwort

Daß diese Abhandlung in eine pädagogische Reihe aufgenommen und ein früherer Vortrag sogar auf die Bitte der Herausgeber für ihre Zwecke weiter ausgearbeitet worden ist, obgleich darin von Erziehung in einem ausdrücklichen Sinn nur verhältnismäßig wenig die Rede ist, bedarf vielleicht einer kurzen Begründung. In einem früheren Heft der »neuen pädagogischen bemühungen« hat Werner Loch unsre gemeinsame Arbeitsrichtung sehr glücklich im Begriff einer »anthropologischen Pädagogik« zusammengefaßt und deren Aufgaben mit einer überzeugenden Begründung von den andersartigen Problemen einer »pädagogischen Anthropologie« unterschieden.¹ Unter »anthropologischer Pädagogik« verstand er die Heranziehung der anthropologischen Fragestellung für die Grundlegung der Pädagogik, wobei unter Anthropologie in diesem Zusammenhang wiederum nicht die verschiedenen Einzelwissenschaften vom Menschen verstanden sind, sondern die sogenannte philosophische Anthropologie, die unter Berücksichtigung aller dieser Einzelbeiträge in einer allgemeinen Weise nach dem Wesen des Menschen fragt. Auf die Pädagogik angewandt, bedeutet dann diese Fragestellung, daß sie jedes einzelne Erziehungsphänomen in ein Gesamtverständnis des Menschen hineinstellt und es von seiner Funktion im Ganzen des menschlichen Lebens her tiefer zu verstehen sucht. Nur durch eine solche unmittelbare Beziehung zur philosophischen Anthropologie, so betont Loch, kann sich die Pädagogik aus ihrer eignen [9/10] Mitte heraus als selbständige Wissenschaft begründen und ihre Unabhängigkeit gegenüber der Ethik auf der einen Seite wie gegenüber der Psychologie und Soziologie auf der andern Seite behaupten; denn die philosophisch-anthropologische Frage greift hinter die Verschiedenheit der einzelnen Wissenschaften zurück und begründet daher die Pädagogik ursprünglicher, als es bei allen guten Beziehungen von ihren Schwesternwissenschaften her möglich gewesen wäre. Jedes einzelne anthropologische Phänomen gewinnt dabei zugleich eine unmittelbare pädagogische Bedeutung; denn was für das Verständnis des Wesens des Menschen im allgemeinen belangvoll ist, das muß sich zugleich auch auf das Verständnis der Erziehung auswirken, in der es ja um die Verwirklichung dieses Wesens geht.

Wenn hier das »Wort« in seiner grundlegenden anthropologischen Leistung, das heißt in seiner Bedeutung für das Wesensverständnis des Menschen untersucht wird, so scheint mir die daraus entspringende Erkenntnis, daß der Mensch allein durch die Sprache sein Wesen verwirklichen kann, ganz unmittelbar von entscheidender pädagogischer Bedeutung zu sein. Die Sprache ist dann nicht mehr die Angelegenheit eines einzelnen Fachs, des Deutsch- oder des fremdsprachlichen Unterrichts, sondern betrifft unmittelbar den Unterricht und die Erziehung im ganzen. Denn es geht hier keineswegs nur oder auch nur vorwiegend um die Erziehung zu einem grammatisch korrekten Gebrauch der Sprache oder um die Mittel eines gepflegten und differenzierten sprachlichen Ausdrucks, bis hin zu den Möglichkeiten einer künstlerischen Gestaltung im Medium der Sprache, obgleich auch alles dies seine Wichtigkeit behält. Es geht aber darüber hinaus in einem tieferen Sinn um die Erziehung zu einem verantwortlichen Gebrauch des gesprochenen und geschriebenen Worts, der mit dem ungehemmten Ausdrucksverlangen bald in Widerspruch gerät und der über den Erkenntnisbereich hinaus auch für die eigentliche sittliche Erziehung des Menschen von größter Bedeutung ist. Es gilt überhaupt zu erkennen, daß es nicht nur eine Erziehung zur Sprache gibt, sondern in einem ursprünglicheren Sinn auch eine Erziehung durch die Sprache und daß die Sprache hier eine Funktion erhält, die von der Weltauffassung bis zur Selbstwerdung des Menschen die gesamte Erziehung durchdringt. [10/11] Die Sprachphilosophie wird darum, sobald sie in hinreichender Tiefe anthropologisch verstanden wird, von entscheidender Bedeutung für die gesamte Pädagogik.

Von da aus ist das Ziel des hier in erster, skizzenhafter Form vorgelegten Entwurfs zu verstehen,

¹ W. Loch, Die anthropologische Dimension der Pädagogik, neue pädagogische bemühungen, Nr. 1/2, Essen 1963, insbesondere S. 82 ff.

den ich in absehbarer Zeit weiter auszuführen hoffe. Es kam hier noch nicht darauf an, bestimmte didaktische Methoden anzugeben oder bestimmte erzieherische Maßnahmen vorzuschlagen, sondern erst einmal von der grundsätzlichen Seite her das Verständnis für diese Fragestellung zu wecken und das Bewußtsein der damit verbundenen erzieherischen Verantwortung zu schaffen, um damit eine Diskussion anzuregen, die sich dann auch bis in die Einzelheiten der praktischen Durchführung auswirken muß. In diesem Sinn möchte ich versuchen, die Aufmerksamkeit der Pädagogen auf gewisse sprachphilosophische Zusammenhänge zu lenken.

[Seite 13]

I. Die Leistung der Sprache

1. Die Wendung zur Sprache in der gegenwärtigen Philosophie

In der gegenwärtigen Philosophie rückt das Phänomen der Sprache immer stärker in den Mittelpunkt. Diese Entdeckung ist um so erstaunlicher, als die Sprache bisher in den Jahrhunderten der abendländischen Philosophie kaum einer näheren Betrachtung würdig erschien. Blicken wir zurück auf die Reihe der großen Philosophen, so ist kaum einer darunter, in dessen Denken die Sprache eine größere Rolle gespielt hätte, und diejenigen, die sich eingehender mit ihr beschäftigten, Herder etwa und vor allem Humboldt, waren in der Gesamtentwicklung der Philosophie nur Außenseiter.

Ja, es bestand darüber hinaus sogar eine gewisse Animosität gegen die Sprache; denn diese schien das klare Denken nur zu trüben oder irrezuführen. Seit Bacons Kampf gegen die idola fori, die Verführungen durch die leeren Worte, geht die Entwicklung weiter bis zu Mauthners scharfer Sprachkritik. Wer sich zur klaren Erkenntnis erheben will, so betont *Mauthner*, »der muß sich vom Worte befreien und vom Wortaberglauben, der muß seine Welt von der Tyrannie der Sprache zu erlösen versuchen«.² Ähnlich hatte [13/14] schon Goethe gespottet: »Denn eben, wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.«³ Auch die Pädagogen haben ihren starken Anteil an dieser sprachfeindlichen Tendenz. Es sei nur an Pestalozzis leidenschaftlichen Kampf gegen das leere »Maulbrauchen« erinnert. Nun ist es nicht zu verkennen, daß seit der Entstehung der modernen Sprachwissenschaft im 19. und 20. Jahrhundert sich auch eine eigene Sprachphilosophie ausgebildet hat. Es gibt eine reiche Literatur mit klangvollen Namen (wie H. Paul, Jespersen, de Saussure und viele andre), aber auch diese Entwicklung blieb abseits von den großen Strömungen der Philosophie. Es waren die Sprachwissenschaftler selbst, die, ähnlich wie es auch in andern Wissenschaften geschah, von der Besinnung auf ihre Grundlagen her zu den philosophischen Fragen gedrängt wurden. Was hier entstand, blieb, etwas zugespitzt ausgedrückt, eine Hausphilosophie der Sprachwissenschaftler. Auf das Ganze der Philosophie hatte sie wenig Einfluß.

Dies Verhältnis zur Sprache beginnt sich aber in der letzten Zeit radikal zu ändern, und das Problem der Sprache gewinnt innerhalb der Philosophie immer mehr eine zentrale Bedeutung. Es scheint so, als ob die Sprachphilosophie über die Funktion einer (verhältnismäßig abseits gelegenen) Einzeldisziplin hinauswächst und in den Mittelpunkt der \ gesamten Philosophie rückt, um dort die grundlegende Funktion zu übernehmen, die zu Beginn unsres Jahrhunderts die Erkenntnislehre und seitdem weitgehend die philosophische Anthropologie eingenommen hatte. Hier ist nicht der Ort, die verschiedenen Impulse darzustellen, die sich von den verschiedensten Richtungen her abzeichnen, ohne bisher, wie es scheint, zu einer einheitlichen Bewegung zusammengefloßen zu sein. Nur einige Namen [14/15] können in aller Kürze genannt werden. So hat *Cassi-*

² F. *Mauthner*, Beiträge zu einer Kritik der Sprache, 2. Aufl., Stuttgart und Berlin 1906, 1. Bd., S. 1.

³ J. W. *Goethe*, Faust, Gedenkausgabe, hrsg. von E. Beutler, 5. Bd., S. 202.

rer in seiner bedeutsamen Fortführung des transzentalphilosophischen Ansatzes durch den Begriff der symbolischen Formen der Sprache unter ihnen eine grundlegende Funktion zuerteilt und ihr im weitesten philosophischen Horizont den ersten Band seines abschließenden philosophischen Hauptwerks gewidmet.⁴ Von ganz anderer Seite her, nämlich von der biologisch-anthropologischen Betrachtung her, ist *Gehlen* in seinem großen Werk »Der Mensch« dahin geführt worden, die mannigfaltigen und untereinander sehr verschiedenen Wurzeln zu verfolgen, durch deren Zusammenwirken erst so etwas wie Sprache und damit überhaupt ein menschliches Wesen möglich wird.⁵ Vor allem aber gehört hierher *Hans Lipps*, der in seiner eigentümlichen Abwandlung des phänomenologischen Verfahrens in eine immer größere Nähe zur Sprache gedrängt wurde und in seinen späten, nach seinem Tode unter dem Titel »Die Verbindlichkeit der Sprache« zusammengefaßten Aufsätzen immer überzeugender die lebensgestaltende Macht der Sprache herausgearbeitet hat.⁶ Er spricht mit Nachdruck von der »Potenz des Worts«, der Macht des Worts über das Leben also. Er sucht hinter die fertigen sprachlichen Gebilde zurückzugehen auf den Lebenszusammenhang, aus dem sie entsprungen sind und in dem sie eine bestimmte Funktion zu erfüllen haben, um sie von da aus tiefer zu verstehen. In Lipps scheint mir der entscheidende Durchbruch zum tieferen anthropologischen Verständnis der Sprache gelungen zu sein.

Und endlich ist in diesem Zusammenhang auch *Heidegger* zu nennen. Das ist um so wichtiger, als ihm ursprünglich die Sprache nur in der Gestalt des bloßen Geredes wichtig war.⁷ Aber in der eingehenden Beschäftigung mit der [15/16] Dichtung Hölderlins wurde er dahin geführt, die Sprache immer mehr in den Mittelpunkt seines Denkens zu stellen.⁸ »Die Besinnung auf das Wesen der Sprache«, so betont er in seinem »Brief über den >Humanismus<«, »kann nicht mehr bloße Sprachphilosophie sein.«⁹ Und schon hier stehen die programmatischen Worte: »Die Sprache ist das Haus des Seins. In dieser Behausung wohnt der Mensch.«¹⁰ Das wird dann in den späteren, im Sammelband »Unterwegs zur Sprache« zusammengefaßten Arbeiten weiter aufgenommen. Er fordert mit Nachdruck auf zur Besinnung, »damit die Sterblichen wieder lernen, in der Sprache zu wohnen«.¹¹

Auf die große Bedeutung, die die Sprachanalyse seitdem in der angelsächsischen Philosophie gewonnen hat, kann hier nur am Rande hingewiesen werden.¹² Von den verschiedenen Seiten her und zunächst unabhängig voneinander wird hier also der Mensch in einer grundsätzlichen Weise als das zoon logon schon, als das der Sprache fähige Wesen entdeckt. Erst jetzt, so ist zu betonen, weil dieser ursprüngliche griechische Ansatz bei den Griechen selbst infolge der Doppeldeutigkeit des griechischen Wortes logos die eigentümlich sprachliche Seite bald aus dem Auge verlor, einseitig von der abstrakten Vernunft her gefaßt wurde und so schließlich das zoon logon echon in der lateinischen Übersetzung zum animal rationale verblaßte. Erst heute wird demgegenüber das tiefere Problem der Sprache deutlich. Hier liegt das eigentlich Auszeichnende des Menschen. Denken kann auch das Tier, aber sprechen kann nur der Mensch, so ungefähr sagt

⁴ E. Cassirer, Philosophie der symbolischen Formen, 1. Teil, Die Sprache, Berlin 1923 (Neudruck bei der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft, Darmstadt 1953), vgl. auch das betreffende Kapitel in: Was ist der Mensch?, übersetzt von W. Krampf, Stuttgart 1960, S. 140 ff.

⁵ A. Gehlen, Der Mensch, Seine Natur und seine Stellung in der Welt. Berlin 1940.

⁶ H. Lipps, Die Verbindlichkeit der Sprache, Arbeiten zur Sprachphilosophie und Logik, hrsg. von E. v. Busse, Frankfurt (Main) 1944. Ders. Untersuchungen zu einer hermeneutischen Logik, Frankfurt (Main) 1938.

⁷ M. Heidegger, Sein und Zeit, Halle (Saale) 1927, S. 167 ff.

⁸ M. Heidegger, Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung, Frankfurt (Main) 1951, insbesondere: Hölderlin und das Wesen der Dichtung (1936), S. 31 ff.

⁹ M. Heidegger, Platons Lehre von der Wahrheit, mit einem Brief über den »Humanismus«. Bern 1947.

¹⁰ M. Heidegger, Platons Lehre von der Wahrheit, S. 53. U.M. Heidegger, Unterwegs zur Sprache, Pfullingen 1959, S. 38.

¹¹ M. Heidegger, Unterwegs zur Sprache, Pfullingen 1959, S. 38.

¹² Vgl. dazu H. Wein, Sprachphilosophie der Gegenwart. Den Haag 1963.

der große amerikanische Linguist Whorf. Die Frage nach dem Wesen der Sprache wird also in einer grundsätzlichen Weise zu einer Frage nach dem Wesen des Menschen überhaupt. [16/17]

Diese umfassende Perspektive mußte wenigstens angedeutet werden, um in ihrem Rahmen die besondere Frage der folgenden Überlegungen zu stellen: Es ist die Lippssche Frage nach der »Potenz des Worts«. Wir fragen hier nicht nach der Sprache im allgemeinen, sondern in einem besondern Sinn nach dem Wort und verstehen unter »Wort« wiederum nicht die einzelne Vokabel, sondern das konkret gesprochene Wort, den »Ausspruch«, den der Mensch in einer bestimmten Situation getan hat. Welcher Art, so fragen wir also, ist diese Macht des gesprochenen Worts über den Menschen und seine Welt? Und welche Folgerungen ergeben sich daraus für den Erzieher?

2. Die Sprache als Weltansicht

Die Sprache ist das eigentliche Instrument menschlichen Weltverständnisses und menschlicher Weltbemächtigung. Um das zu verstehen, werfen wir einen kurzen Blick zurück in die Geschichte dieser Fragestellung. Schon *Herder* hatte darauf aufmerksam gemacht, daß der Mensch nur durch die Sprache Vernunft habe, weil nur das Wort »in dem ganzen Ozean der Empfindungen« eine Welle abzusondern und anzuhalten imstande sei.¹³ Aber erst *Humboldt* war in seiner Abhandlung »Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts«¹⁴ diesem Einfluß im einzelnen nachgegangen. Schon der Titel enthält sein Programm. Auch *Humboldt* betont: »Der Mensch ist nur Mensch durch die Sprache.«¹⁵ »Der Mensch denkt nur vermittels der Sprache.«¹⁶ Aber was ihn beschäftigte, [17/18] war mehr die Verschiedenheit der Sprachen und die durch sie bedingte Verschiedenheit des Denkens wie des gesamten geistigen Lebens. Die Sprache deutet nämlich von vornherein die Art und Weise, wie der Mensch die ihn umgebende Welt auffaßt, und er bleibt an die ihm vorgegebene Deutung gebunden. »Der Mensch«, so sagt er, »lebt mit den Gegenständen ... so, wie die Sprache sie ihm zuführt.«¹⁷ Er hat also keinen »unmittelbaren« Zugang zur Wirklichkeit, sondern immer nur vermittelt durch die Sprache, und das heißt für ihn notwendig zugleich, durch die jeweils besondere Sprache, in der er lebt. Und so fügt er hinzu: »Durch denselben Akt, vermöge dessen er die Sprache aus sich herausspinnt, spinnt er sich in dieselbe ein, und jede zieht um das Volk, welchem sie angehört, einen Kreis, aus dem es nur insofern hinauszugehen möglich ist, als man zugleich in den Kreis einer anderen hinübertritt.«¹⁷

Diese Auffassungen Humboldts sind zwar im Kreise der sprachlich interessierten Liebhaber seitdem vielfach zitiert worden, aber niemand scheint bisher auf den Gedanken gekommen zu sein, sie in ihrer ganzen Tragweite philosophisch ernst zu nehmen. Denn da bedeuten sie, daß es für den Menschen grundsätzlich keine Möglichkeit gibt, die Wirklichkeit »an sich«, in ihrer unberührten Reinheit zu erfassen, sondern immer nur in dem besondern Medium einer Sprache. Und weil jede Sprache, wie Humboldt im einzelnen entwickelt, schon immer eine besondere, durch Wortwahl und Sprachform geleitete Interpretation der Wirklichkeit darstellt, weil sie, wie er es nennt, eine jeweils bestimmte »Weltansicht« oder auch »Weltanschauung« ausdrückt, so bedeutet das, daß schon unsre ersten Auffassungsakte, schon unsre ersten Wahrnehmungen der Welt

¹³ J. G. *Herder*, Ober den Ursprung der Sprache. Sämtliche Werke, hrsg. v. B. Suphan, 5. Bd., S. 34.

¹⁴ W. v. *Humboldt*, Ober die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts, Berlin 1836, Neudruck Berlin 1935. Ich zitiere im folgenden nach der Akademieausgabe, in der sich die Abhandlung im 7. Bd. befindet.

¹⁵ W. v. *Humboldt*, Gesammelte Schriften, hrsg. v. d. Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften, 1. Abt., 4. Bd., S. 15.

¹⁶ *Humboldt*, Gesammelte Schriften, 4. Bd., S. 26, Anm.

¹⁷ *Humboldt*, Gesammelte Schriften, 7. Bd., S. 60.18 B. L. *Whorf*, Sprache, Denken, Wirklichkeit. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie, hrsg. u. übers., v. P. Krausser. Rowohlt's Deutsche Enzyklopädie, Hamburg 1963.

[18/19] und unsre eignen Gefühle, immer geleitet sind von einem sprachlichen Verständnis.

Diese Humboldtschen Gedanken sind neuerdings von einer ganz andern Seite her aufgenommen worden, nämlich bei dem amerikanischen Linguisten *Whorf*.¹⁸ Diese Bestätigung ist um so erfreulicher, als sie den Verdacht zerstreut, der einen gelegentlich beschleichen möchte, als handle es sich bei Humboldt nur um das Ergebnis einer romantisierenden deutschen Sonderentwicklung, dessen zu weit gezogene Folgerungen vor einem nüchternen Denken nicht standhalten würden. Um so beweiskräftiger ist aber, daß hier aus einer ganz andern Überlieferung und von einem ausgebildeten Naturwissenschaftler ganz ähnliche Folgerungen gezogen werden. Auch Whorf wendet sich gegen die Anschauung, als gäbe es eine allgemeingültige »natürliche Logik« und betont demgegenüber, daß alles Denken schon immer im Medium einer bestimmten Sprache geschehe. Er bezeichnet seinen eignen Standpunkt (in bewußter Analogie zur Einsteinschen Theorie) als das »linguistische Relativitätsprinzip« und betont: »Jede Sprache ist ein eigenes riesiges Struktursystem, in dem die Formen und Kategorien kulturell vorbestimmt sind, auf Grund derer der einzelne sich nicht nur mitteilt, sondern auch die Natur aufgliedert, Phänomene und Zusammenhänge bemerkst oder übersieht, sein Nachdenken kanalisiert und das Gehäuse seines Bewußtseins baut.«¹⁹ Die in den verschiedenen Sprachen enthaltenen Auffassungen sind grundsätzlich gleichberechtigt. Die Sprachwissenschaft aber gibt uns die Möglichkeit, die Vielfalt der Auffassungen zu überblicken und die Relativität der eignen zu erkennen.

Insbesondere *ein* Ergebnis aus seiner Beschäftigung mit den außereuropäischen Sprachen (insbesondere der nordamerikanischen Hopi-Sprache) sei hier erwähnt: Die uns geläufige und gradezu selbstverständliche Auffassung, daß alles Geschehen immer als Veränderung von etwas begriffen werden müsse, das selber dem Wandel entzogen ist, ist selber nur die Folge der indogermanischen Satzstruktur, die durch den Dualismus von Subjekt und Prädikat bestimmt ist und von daher die Tendenz mitbringt, alles Geschehen zu verdinglichen. Die die ganze europäische Philosophie beherrschende Frage nach dem »Sein« (wie sie bei Heidegger so leidenschaftlich hervorbricht) wäre unter dieser Perspektive in dieser Form auch noch die Folge des indogermanischen Satzschemas und unterstünde der linguistischen Relativität. *Whorf* stellt in allem Ernst die Frage, ob nicht die begrifflichen Schwierigkeiten der gegenwärtigen Physik (ihr Feldbegriff z. B.) daher kämen, daß die moderne Fachsprache sich im Bereich des indogermanischen Denkens entwickelt habe, das für diese Zusammenhänge weniger geeignet sei, und ob man sie nicht mit den Mitteln einer andern Sprache angemessener bewältigen könne. So erscheinen ihm »die modernen Fachsprachen als Hindernis des wissenschaftlichen Fortschritts«,²⁰ und er fordert darum die »zunehmende Mitarbeit der Linguistik an der allgemeinen Philosophie der Naturwissenschaft«.²¹ Das ist in der Tat etwas unerhört Neues und würde das lange abgenutzte Problem des Verhältnisses von Natur- und Geisteswissenschaften in ein völlig neues Licht rücken. Ins innerste Herz der exakten Naturwissenschaft, dort, wo die Forschung am brennendsten ist, dort bietet sich jetzt ein völlig neuer Weg von der Sprache her an.

Diese Einsicht in die sprachliche Bedingtheit alles Denkens greift bis ins Zentrum der gesamten Philosophie, denn sie zwingt zu einem radikalen Bruch mit den überlieferten [20/21] Formen der Erkenntnistheorie; denn ob man diese nun empirisch oder rationalistisch zu begründen versuchte, immer beruhte sie auf dem Glauben, daß es möglich sein müsse, irgendwo einen archimedischen Punkt zu finden, bei dem man voraussetzungslos beginnen und von unten her schrittweise aufbauend ein gesichertes System der Erkenntnis errichten könne. Dieser Ansatz aber hat sich als grundsätzlich undurchführbar erwiesen; denn wenn alles Auffassen, selbst die einfachste Wahrnehmung, immer schon von der Sprache geleitet ist, dann gibt es keine Möglichkeit, aus dem in

¹⁸ B. L. *Whorf*, Sprache, Denken, Wirklichkeit. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie, hrsg. u. übers., v. P. Krausser. Rowohls Deutsche Enzyklopädie, Hamburg 1963.

¹⁹ *Whorf*, Sprache, Denken, Wirklichkeit, S. 53.

²⁰ *Whorf*, Sprache, Denken, Wirklichkeit, S. 45.

²¹ *Whorf*, Sprache, Denken, Wirklichkeit, S. 22.

der Sprache schon immer vorhandenen Weltverständnis herauszutreten, man kann sich nur noch in diesem bewegen (oder in das einer andern Sprache hinübertreten, um sich dann in diesem andern zu befinden). Das zwingt \ zu einem grundsätzlich andern Ansatz, der die zirkelhafte Vorbedingtheit aller Erkenntnis bewußt auf sich nimmt und die auf dem besondern Gebiet der Geisteswissenschaften entwickelten und von den andern Wissenschaften meist als minder wissenschaftlich betrachteten Methoden als Grundlage in eine umfassendere, auch für die Naturwissenschaften gültige, Erkenntnislehre hineinnimmt.²²

3. Pädagogische Folgerungen

Die Einsicht Humboldts, daß der Mensch den Zugang zur Welt nur so gewinnt, wie die Sprache sie ihm zuführt, hat zugleich weitgehende pädagogische Folgerungen, die bis heute, so weit ich sehe, noch nicht in ihrer Bedeutung erkannt sind. Der jahrhundertlange Streit zwischen den verba und den res, zwischen den Wörtern und den Sachen, [21/22] erweist sich von hier aus als fragwürdig. Während man bis in den Humanismus hinein geglaubt hatte, durch die Sprache und Literatur unmittelbar in die Welt selber einzuführen, macht sich seit Beginn des naturwissenschaftlichen Denkens eine ausgesprochene Sprachfeindschaft bemerkbar, die sich durch mancherlei Wandlungen hindurch bis in unsre Gegenwart auswirkt. Name ist bloßer »Schall und Rauch«. Hinter den trügerischen Schein der Wörter müsse man zurückgreifen auf die Sachen selbst, auf die unmittelbare sinnliche Anschauung. »Deshalb müssen Dinge, nicht die Schatten von Dingen, der Jugend zum Kennenlernen geboten werden«, so betont es schon *Comenius* in seiner »Großen Didaktik«. »Dann erst, wenn die Sache gezeigt worden ist, sollte der Vortrag folgen, um die Sache weiter zu erläutern.«²³ Insbesondere in der Generation des Sturm und Drang wird dieser Kampf gegen das »Wortwesen« mit neuer Leidenschaft aufgenommen. So spottet der »Götz von Berlichingen« über das angelernte Schulwissen seines kleinen Sohns: »Ich kannte alle Pfade, Weg und Furten, eh' ich wüßt, wie Fluß, Dorf und Burg hieß«,²⁴ und *Pestalozzi* wird nicht müde, gegen die Gefahren des »Wortwesens« anzukämpfen. Der Ausgangspunkt von der unmittelbaren Sachanschauung ist seitdem ein Grundaxiom der Pädagogik geworden, und während einige gewisse innere Tendenz oder, wenn wir so sagen wollen, eine zu ihrem Wesen gehörige Versuchung die Schulerziehung immer wieder in die Welt des gesprochenen Worts und des Buchs hineindrängt (denn der Unterricht lebt ja in diesem Medium), ist die Wendung gegen das Wort und die Rückkehr zur Sache der immer erneute Kampfruf jeder neu einsetzenden schulreformatorischen Bewegung. Der Anschauungsunterricht — und in anderer Weise wieder der [22/23] Erlebnisunterricht — ist die immer neu erhobene, aber auch in der Routine des Unterrichts immer wieder vergessene Forderung.

Aber so begrüßenswert und so notwendig sogar dieser Rückgang auf die Anschauung war, so mußte er sich doch in einer Sackgasse verlieren, solange das Verhältnis von Wort und Sache nicht hinreichend geklärt war; denn die weit verbreitete Verachtung des Worts beruht auf einer Verkennung des Wesens der Sprache. Und aus dieser ergibt sich umgekehrt eine neue Rechtferichtigkeit des Worts innerhalb des Unterrichts, wenn wir nicht lieber sagen wollen, daß dieser ganze Gegensatz durch eine tiefere Einsicht! überholt ist. Schon *Comenius* hatte hier tiefer gesehen, in dem er den notwendigen Parallelismus von Spracherlernung und Sacherkenntnis betonte. »Das Studium der Sprachen«, so schreibt er, »muß parallel zu dem der Sachen fortschreiten.« Daraus folgt nicht nur, »daß die Wörter nicht unabhängig von den Sachen gelernt werden sollen«, wie es gegen das leere Wortlernen gesagt ist, sondern *Comenius* fügt bezeichnenderweise begründend

²² Vgl. meinen Aufsatz: Über die Unmöglichkeit eines archimedischen Punkts in der Erkenntnis. Festschrift für A. Wellek.

²³ A. *Comenius*, Große Didaktik, übers. u. hrsg. v. A. Flitner, Düsseldorf 1954, S. 135.

²⁴ *Goethe*, Gedenkausgabe, 4. Bd., S. 657.

hinzu, daß »die Sachen abgesondert weder existieren noch verstanden werden können, sondern nur in ihrer Verbindung (mit den Wörtern) hier und da vorkommen, dies und jenes bewirken«.²⁵ Dies würde bedeuten, daß auch eine der Sprache vorausgehende und von der Sprache unabhängige Sacherfahrung unmöglich ist.

Schon in einem unbefangen verstandenen Anschauungsunterricht ist diese Einheit ja auch immer vorhanden; denn das Vorzeigen eines neuen Dings ist zugleich immer ein Benennen, wenn es etwa heißt: seht her, dies ist ein Igel usw. Es wäre etwas völlig andres, wollte man mit der Bemerkung: seht her, was dies für ein hübsches Tier ist! die [32/24] Freude an der Natur im allgemeinen erwecken. Erst der Name erlaubt es, das betreffende Ding (das Wort in einem allgemeinen Sinn gebraucht, in diesem Fall also die Tierart) als etwas Bestimmtes und Identifizierbares festzuhalten.

Aber die Bedeutung des Worts greift tiefer. Schon beim bloßen Namen kommt hinzu, was an Sprachklang und Ausdruckswert das Verständnis des betreffenden Dings in eine bestimmte Richtung lenkt und ihm vor allem einen bestimmten Gefühston verleiht. Aber man darf das Verständnis des Worts grundsätzlich nicht am bloßen Namen | orientieren; denn die wenigsten Wörter sind Namen im eigentlichen Sinn, Bezeichnungen für eine gegebene Sache, die dann einfach so »heißt«. Schon was die einfachen verbalen Grundbedeutungen sind wie »stehen« und »liegen« usw. oder was die verschiedenen geistigen Haltungen sind wie Liebe und Tugend und Resentiment usw., alles das »heißt« nicht einfach so. Es besteht in dieser Weise gar nicht vor der betreffenden sprachlichen Bezeichnung, sondern ein zunächst noch Vieldeutiges und Unbestimmtes wird erst durch die sprachliche Fassung zu dem geformt, was es dann ist. Darum versagt an diesen tieferen sprachlichen Leistungen auch der Gedanke des Anschauungsunterrichts; denn was diese Wörter bedeuten, das kann nicht einfach an einem vorgezeigten Exemplar gelehrt werden, sondern das Verständnis kann nur an immer neuen Beispielen allmählich geweckt werden.²⁶ An diesen Beispielen muß der Begreifende in das begrifflich unformulierbare Wortverständnis gleichsam hineinspringen, um es dann in immer neuem Gebrauch schrittweise zu bestätigen. Wenn auch ein großer Teil dieser sprachlichen »Konzeptionen« (Lipps) schon vor dem Einsetzen des eigentlichen Unter- [24/25] rechts in der frühen Kindheit auf eine weitgehend noch dunkle Weise angeeignet wird, so gehört der Erwerb dieser komplizierteren sprachlichen Leistungen auf höherer Ebene doch zugleich in den Bereich des Schulunterrichts und führt hier zu tiefliegenden und bisher noch kaum eingehender erforschten Problemen. Dabei liegen die Verhältnisse wiederum noch wesentlich verschieden, je nachdem es sich um das Sprechen-lernen im Rahmen der Muttersprache handelt oder um das Lernen einer Fremdsprache auf dem Boden der schon vorhandenen Muttersprache. Wenn sich so, allgemein gesprochen, das Verständnis einer Erscheinung erst am Wort der Sprache konstituiert, dann bedeutet das für die Erziehung, daß sich das Verhältnis von Wort und Sache gradezu umkehrt: Erst das Verständnis des Worts vermittelt die Erfahrung des darin Bezeichneten. Die Sprache geht also voran und bahnt erst den Weg zur Sache; denn erst nachträglich können die im Wort vorgezeichneten Bahnen mit eigner Anschauung und allgemein mit eigner Erfahrung erfüllt werden. Das gilt zugleich in einem allgemeineren Sinn: Es liegt im Wesen der Sprache, daß sie der wirklichen Erfahrung schon immer voraus ist. Schon der Umkreis der Wörter, die der Mensch gehört hat und vom Hören her auch versteht, ist größer als seine konkrete Erfahrung. Von vielem hat er eben nur gehört. Aber das gilt nicht nur vom Wortschatz; denn darüber hinaus entfaltet die Sprache ein Ganzes des Weltverständnisses, eine »Weltansicht« (Humboldt), die dem die Sprache lernenden Menschen vorgegeben ist, in die er langsam hineinwächst und die er niemals vollständig erfüllen kann; denn immer ist der in der Sprache ausgebretete Weltraum weiter als der aktuell erfüllte Lebensraum eines einzelnen, diese Sprache sprechenden Menschen. [25/26]

²⁵ Comenius, Große Didaktik, S. 148.

²⁶ Vgl. Lipps, Hermeneutische Logik, S. 90 ff. Die Verbindlichkeit der Sprache, S. 60 ff. u. a.

Wenn aber so die ganze Welterfahrung sich erst im vorgezeichneten Rahmen der Sprache vollzieht, dann hängt die Entwicklung des Kindes nicht nur in einem allgemeinen Sinn von der Sprache ab, in die es hineinwächst und deren Weltansicht es übernimmt, sondern darüber hinaus auch von der besondren Art und Weise, wie ihm diese von seiner Umgebung übermittelt wird; denn innerhalb einer bestimmten Sprache sind wiederum noch sehr verschiedene Weisen ihrer Beherrschung und ihres Gebrauchs möglich. Ob diese nun bruchstückhaft und zufällig ist oder zum Ganzen gerundet, ob sie nachlässig gebraucht oder gepflegt ist, ob unbestimmt oder feiner gegliedert, so formt sich auch die Welt des betreffenden Menschen und so bildet er sich selber. Darum ist die Sprache eine so tief pädagogische Angelegenheit, die Sprache, die ein Kind sprechen lernt, aber schon die Sprache, in der es selbst angesprochen wird. Darum ist dann weiter, wenn die Sprache seiner Umgebung mangelhaft ist, die Berichtigung dieser Sprache durch die Schule so wichtig. Es handelt sich dabei nicht um die sprachliche »Korrekttheit«, um die Beseitigung der Verstöße gegen die Grammatik und dergleichen. Das ist gar nicht so wichtig, sondern wichtig ist vor allem, daß das Welt- und Lebensverständnis erweitert, vertieft und gegebenenfalls berichtet wird. Darum sind Nachlässigkeiten in der Sprache und besonders jargonhafte Wendungen so gefährlich, weil sie die Wirklichkeit in einem »herabziehenden« Sinn behandeln; denn die Sprache, die mit einem Kind gesprochen wird, bestimmt nicht nur die Weise, wie dieses die Welt aufnimmt, sondern darüber hinaus die Weise, wie es sich selber in seinem Verhältnis zur Welt entwickelt. Jede Nachlässigkeit in der Sprache bedeutet zugleich eine Nachlässigkeit der gesamten Lebenshaltung, und umgekehrt [26/27] wirkt sich zugleich jede Disziplinierung der Sprache in einer Disziplinierung der gesamten Lebensführung aus. Darum ist das pädagogische Problem der Sprache nicht auf den eigentlichen Sprachunterricht beschränkt, sondern durchzieht in einer umfassenden Weise den gesamten Bereich der Erziehung. Das soll an einigen einzelnen Beispielen im folgenden noch etwas weiter verdeutlicht werden. [27/28]

II. Das ausgesprochene Wort

1. Der speziellere Einsatz

Schon bei Humboldts Lehre von der in der Sprache enthaltenen »Weltansicht« oder bei dem entsprechenden »linguistischen Relativitätsprinzip« Whorfs kann man mit Recht von einer Macht über den Menschen überhaupt sprechen. Der Mensch ist in seinem ganzen Fühlen, Wollen und Denken schon immer »kanalisiert«, das heißt schon immer geleitet von dem in der Sprache vorgezeichneten Verständnis der Welt und des Lebens. Nur merkt der Mensch im allgemeinen nichts von diesem Einfluß, solange er sich mit Selbstverständlichkeit in seiner Muttersprache bewegt; erst wenn er eine fremde Sprache erlernt, kann ihm dieser Einfluß bewußt werden. Die pädagogischen Folgerungen, die sich aus dieser Erkenntnis ergeben, sind im vorhergehenden wenigstens kurz angedeutet worden.

Aber nicht von diesem allgemeinen sprachphilosophischen Zusammenhang sollte hier des weiteren die Rede sein. Schon als wir von der Wichtigkeit der Art und Weise sprachen, in der mit dem Kind gesprochen und in der dieses von seiner Umwelt angesprochen wird, war der Übergang von der Sprache im allgemeinen zu dem vollzogen, was konkret in einer bestimmten Situation in der Sprache und durch die Sprache ausgesprochen ist. Wir bezeichnen dieses [28/29] in einer bestimmten sprachlichen Formulierung Ausgesprochene als »Wort« in der allgemeineren Bedeutung, in der es in der deutschen Sprache gebraucht wird, also das *dictum*, das »Wort«, das in einer bestimmten Situation gesprochen wird und als solches dann auch in der Erinnerung oder auch durch schriftliche Fixierung festgehalten werden kann (das Wort also in der Bedeutung, die nach einer etwas künstlichen und nicht streng durchgeföhrten Unterscheidung der Grammatiker durch den Plural »Worte« im Unterschied zu den einzelnen, in den Wörterbüchern zu katalogi-

sierenden »Wörtern« gekennzeichnet ist). So spricht man von einem Dichterwort, einem Schlagwort, einem Sprichwort, von dem Wort, das bei einer bestimmten Gelegenheit »gefallen« ist, auch von dem Wort, das man einem andern Menschen in der Weise des Versprechens gibt und bei dem man dann vom andern Menschen genommen werden kann. In diesem betonten Sinn fragen wir im Anschluß an die Formulierung Lipps' nach der »Macht des Worts«, das heißt nach der Macht, die das gesprochene Wort über die Wirklichkeit und insbesondere über den Menschen ausübt. Damit ist die Überzeugung ausgesprochen, die im folgenden dann näher zu begründen ist, daß nämlich das in der Sprache ausgesprochene Wort nicht als eine nachträgliche Mitteilung eines schon vorher fertigen Tatbestandes oder als nachträgliche Kundgabe eines schon vorher bestehenden inneren Zustands zu begreifen ist, sondern als verwandelnder Eingriff in die Wirklichkeit selbst, als Aufbau und aktive Gestaltung der äußeren Wirklichkeit sowohl als auch des inneren Seins des Menschen selbst, seiner menschlichen Substanz. Diesen Vorgang wollen wir uns an einigen bezeichnenden Beispielen zu verdeutlichen suchen, um ihn dann zugleich in seiner erzieherischen Bedeutung zu erfassen. [29/30]

Wir müssen dabei versuchen, in bisher so gut wie unerforschte und schwer zu erforschende Tiefenbereiche der menschlichen Seele einzudringen. Als einziger, der sich nachhaltig mit ihnen beschäftigt hat, ist der schon mehrfach erwähnte *Hans Lipps* zu nennen, der unter der Bezeichnung der »Verbindlichkeit der Sprache« und der »Potenz des Worts« diese schwer faßbaren Phänomene aufzuhellen versucht hat. Hans Lipps, der nach seinem frühen Tod während des letzten Krieges einer weitgehenden Vergessenheit anheimgefallen ist, scheint mir hier eine wirklich bahnbrechende, auch bis heute noch nicht in ihrer Bedeutung erkannte Leistung vollbracht zu haben. Meine eignen Ausführungen in dieser Richtung versuchen nichts andres, als in aller Bescheidenheit diese Leistung von Lipps ins Bewußtsein der gegenwärtigen Philosophie zurückzuholen und für die Pädagogik fruchtbar zu machen, dabei zugleich das, was bei ihm in unsystematischer Form und in einer oft schwer verständlichen Sprache geschrieben ist, in eine allgemeiner verständliche Form umzusetzen und gelegentlich ein wenig weiter fortzuführen. Die immer noch verbleibende Unbeholfenheit der Darstellung mag wenigstens zum Teil mit der besondern Schwierigkeit des Gegenstandes entschuldigt werden.

2. Die Kenntnis des Namens

Am besten gehe ich von einem Witz aus, den ich einmal (ich weiß nicht mehr wo) gelesen habe. Nach einem Vortrag eines Astronomen über die neusten Ergebnisse seiner Wissenschaft fragte eine alte Dame: Ja, Herr Professor, [30/31] daß Sie die Entfernungen der Gestirne und ihre Geschwindigkeiten gemessen haben, das kann ich mir ja zur Not noch vorstellen, aber wie in aller Welt haben Sie herausgebracht, wie die Sterne heißen? Man pflegt in der Regel über diese maßlose Dummheit zu lachen; denn die Namen, das ist doch das einzig Unproblematische an dieser ganzen Wissenschaft. Die Namen sind den Sternen von den Astronomen willkürlich beigelegt worden. Dazu gehört also keine Forschung. In Wirklichkeit ist die Geschichte gar nicht so dumm, wie sie beim ersten Anhören erscheint; denn dahinter steckt das alte und berechtigte Bewußtsein, daß die Namen ganz und gar nicht willkürlich seien, sondern in einem tieferen Websenszusammenhang mit dem in ihnen Benannten stünden.

Dafür gibt es eine Fülle von Zeugnissen aus dem Bereich des magischen Denkens, die ich hier nicht in ihrer Breite entwickeln kann. Ich erinnere nur als eine letzte Auswirkung solcher Anschauungen an das bekannte Märchen vom Rumpelstilzchen. »O wie gut, daß niemand weiß, daß ich Rumpelstilzchen heiß«, so frohlockte das Männchen, aber seine Macht war gebrochen, als es dabei belauscht wurde und so sein Name bekannt wurde; denn Name und Träger waren in einer geheimnisvollen Weise verbunden, und die Kenntnis des Namens gab die Macht auch über den Träger. So betont von sprachwissenschaftlicher Seite *Ammann*: »Nach primitiver Anschauung ist

der Name ja ein wesentlicher Bestandteil der Person . . . das Wissen des Namens ist die erste Voraussetzung, um Macht über eine Person oder eine vorgestellte Wesenheit zu erlangen.«²⁷ Entsprechend sagt *Levy-Bruhl* vom »Denken der Naturvölker«: »Es ist eine magische Handlung, die sich beim Sprechen der Worte vollzieht.«²⁸ Darum ist es auch nach den christlichen [31/32] Geboten so streng verboten, den Namen Gottes unnützlich zu führen. Darum fürchtet man sich auch in heute noch verbreitetem Aberglauben, den Namen des Teufels auszusprechen, und bedient sich der mannigfältigsten Umschreibung, weil schon die bloße Erwähnung des Namens den Betreffenden herbeilockt.

Inwiefern kann uns das weiterführen? Uns interessieren im gegenwärtigen Zusammenhang nicht die Seltsamkeiten des magischen Denkens, und noch weniger werden wir annehmen können, daß wir selber magisch denken. Daß wir durch die Kenntnis seines Namens Macht über einen andern Menschen haben oder daß ein anderer eine eigentümliche Macht über uns hat, wenn er unsern Namen kennt, das werden wir im Ernst nicht annehmen können. Und trotzdem werden wir vermuten können, daß die Welt des magischen Denkens nicht schlechthinriger Unsinn gewesen ist, daß sie vielmehr die Zusammenhänge in einer Weise erfahren hat, die wir zwar nicht unmittelbar wiederholen können, die uns aber vielleicht einen Hinweis geben kann, indem sie uns auf Erscheinungen aufmerksam macht, die in einer analogen Weise auch in unserm (nicht mehr magischen) Denken wirksam sind, auf die wir nur in der Regel nicht achten.

3. Das Wort als Entscheidung

Man könnte zunächst davon ausgehen, daß im Akt der Namengebung überhaupt schon eine Form der Weltbemächtigung vorliegt. Indem wir den Dingen einen Namen geben, ordnen wir sie in unsre Welt, machen wir die Dinge für [32/33] uns identifizierbar und dadurch erst eigentlich greifbar. Welches der Name ist, ist dabei zunächst noch gleichgültig; die Hauptsache ist, daß das Ding überhaupt einen ihm zugehörigen Namen hat.

Aber nicht von diesem ursprünglichen Akt der Benennung soll hier die Rede sein; denn dieser ist, sofern wir in eine Sprache hineinwachsen, ja lange vor uns geschehen und gehört insofern in den allgemeineren Zusammenhang von der Funktion der Sprachen, die wir soeben beiseite gestellt haben. Wir wollen gegenwärtig ja das konkret gesprochene einzelne Wort betrachten, das im einfachsten Fall ein Name sein kann. Dies geschieht, wenn ich in einer bestimmten Situation einer Sache (einem Ding oder einer Sachlage) gegenüberstehe und, diese erkennend, den Satz ausspreche: Dies ist ein... — und dann folgt der bestimmte Name für das, als das ich das betreffende Ding erkannt habe.

Nur müssen wir uns diese Situation auch konkret vorstellen, wenn wir nicht in die ausweglose Trivialität grammatischer Beispielsätze verfallen wollen, etwa: Dies ist ein Tisch, oder ähnlich; denn welchen Sinn sollte es haben, einen solchen Satz auszusprechen, wenn die Tatsache doch offen vor Augen liegt? Aber anders liegt der Fall, wenn etwa der Arzt am Krankenbett von einem undurchsichtigen und vielleicht nicht typischen Fall sagt: Das ist Scharlach, oder vielleicht noch deutlicher, wenn der Staatsanwalt die Anklage erhebt: Das war Mord.

Was geschieht, wenn der Staatsanwalt diese Worte ausspricht? Wobei es zunächst noch gar nichts ausmacht, ob diese Anklage berechtigt ist oder nicht. Auf jeden Fall ist es nicht so, daß einfach eine schon vorher bestehende und für jedermann klare Situation dann nachträglich auch auf [33/34] Worte gebracht würde, sondern eine bis dahin vieldeutige Situation wird in eine bestimmte Perspektive gerückt. Etwas, was vorher unklar war (was etwa auch als Totschlag usw.

²⁷ H. Ammann, Die menschliche Rede. Sprachphilosophische Untersuchungen, 1. Bd. Die Idee der Sprache und das Wesen der Wortbedeutung. Lahr i. B. 1925, S. 90.

²⁸ L. Levy-Bruhl, Das Denken der Naturvölker, übers. v. P. Friedländer, Wien und Leipzig 1926, S. 151.

hätte aufgefaßt werden können), wird durch das Aussprechen des Worts, durch die Art seiner Benennung klar und bestimmt, das heißt, die Situation selber wird verändert. Das ausgesprochene Wort verwandelt die Situation und bestimmt, was weiterhin zu tun ist. Unter seiner Direktive rücken die Dinge in einen bestimmten Zusammenhang. »Die Dinge zeigen sich«, so sagt *Lipps*, »im Licht der im Wort gefallenen Entscheidung.«²⁹ Selbst wenn die Anklage sich als falsch erweist, so würde trotzdem die ganze Situation durch sie verändert bleiben, für den Betreffenden sogar in einer sehr peinlichen Weise; denn er kann an der Behauptung nicht mehr vorbei, er muß sie entkräften, es bedarf erst einer ausdrücklichen Anstrengung, die Wirkung des einmal gesprochenen Worts wieder zu zerbrechen. Selbst wenn es vor Gericht zum Schulterspruch nicht ausreicht, ja selbst wenn seine Unschuld erwiesen ist, so bleibt doch immer »etwas hängen«. In diesem unausbleiblichen Hängenbleiben zeigt sich in besonders verhängnisvoller Weise die unheimliche Macht des einmal gesprochenen Worts.

Ähnlich ist es bei einer Verdächtigung. Es ist etwas völlig Verschiedenes, ob bei jemand ein Verdacht aufsteigt, sich regt, oder ob er ihn auch ausspricht; denn der aufsteigende Verdacht kann sich bei näherer Betrachtung auch wieder auflösen, aber mit dem Aussprechen ist etwas geschehen, was nicht wieder rückgängig gemacht werden kann. Auch hierfür gilt Schillers vielzitierte Satz: »Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort, das schwer sich handhabt wie des Messers Schneide.«³⁰ Daher auch die unverhältnismäßige [34/35] Schwere einer Beleidigung, die nicht durch einen einfachen Widerruf aus der Welt zu schaffen ist. Nicht nur das ausgesprochene Wort hat sich objektiviert, sondern es hat zugleich eine bleibende Veränderung in der Welt hervorgebracht.

Oder noch ein andres Beispiel: Wenn ich zu jemand sage: du bist ein Esel, und damit nicht einfach eine Grobheit sagen will, sondern sein Verhalten in einer bestimmten Situation beurteile, dann handelt es sich wiederum darum, daß erst durch diesen Ausspruch das Verhalten des Betreffenden zur Dummheit gestempelt wird, während es vorher auch noch etwas andres sein konnte, bloße Gutmütigkeit beispielsweise oder sogar aufopfernde Pflichterfüllung. Ist diese charakterisierende Benennung erst einmal ausgesprochen, möglicherweise noch vor Zuschauern, so ist damit der betreffende Mensch in einer nicht oder schwer wieder rückgängig zu machenden Weise festgelegt. Er hat selber Mühe, sich der suggestiven Macht dieser Deutung zu entziehen.

Im einzelnen bestehen zwischen den angeführten Beispielen wiederum noch große Unterschiede. Sie wurden zunächst mit Absicht so nebeneinandergestellt, um deutlich zu machen, daß die Art und Weise, wie die Situation durch das Aussprechen des Worts verändert wird, in den einzelnen Fällen noch wieder sehr verschieden sein kann. Bei der ärztlichen Diagnose war es eine bestimmte Krankheit, die nur richtig erkannt werden mußte. Hier gab es also bis zu einem gewissen Grade eine sprachunabhängige Wirklichkeit, und darum handelte es sich auch nur hier um einen Namen im eigentlichen Sinn. Was durch das Aussprechen verändert wurde, war nicht die Krankheit, sondern das menschliche Verhalten zur Krankheit, das durch die Dia- [35/36] gnose eine bestimmte Richtung erhielt. Die anklagende Kennzeichnung als Mord (im Unterschied zum Totschlag usw.) greift schon tiefer, indem ein vorliegender Tatbestand hier in bestimmter Weise aufgefaßt und dadurch in bestimmter Richtung fixiert wird; es ist schon eine bestimmte Interpretation des Tatbestands, die nicht einfach an der Wirklichkeit abgelesen werden kann. Wenn ich dagegen ein menschliches Verhalten als Dummheit charakterisiere und daraufhin den Betreffenden als Esel bezeichne, so greift das noch tiefer in die Wirklichkeit ein; denn der so Gescholtene wird, wenn er sich nicht innerlich dagegen wehrt, in der Weise, wie er sich selbst versteht, irritiert und beeinflußt, und er ändert sich gegebenenfalls unter dem Einfluß dieser Beurteilung. Wir haben also, ohne daß sich scharfe Grenzen ziehen lassen, doch verschiedene Grade des Tiefgangs: Eine Krankheit wird als diese bestimmte erkannt, eine Tat wird als dieses bestimmte

²⁹ *Lipps*, Die Verbindlichkeit der Sprache, S. 109.

³⁰ F. *Schiller*, Wallensteins Tod. Werke, hrsg. v. A. Kutscher, 4. Bd., S. 164.

Verbrechen aufgefaßt, ein Verhalten wird auf eine bestimmte Eigenschaft hin gedeutet.

In allen diesen Fällen aber ist die Veränderung der Situation durch die Macht des Worts kein beliebiger Übergang von einer Situation in eine beliebige andre, sondern Ausgangs- und Endsituation stehen zueinander in einem bestimmt gearteten Verhältnis: Es ist der Übergang vom Unbestimmten zum Bestimmten, vom Fließenden zum Festen, vom Verschwommenen zum Prägnanten, und darum ist dieser Vorgang auch wesensmäßig irreversibel: Die einmal durch das treffende Wort gewonnene Bestimmtheit löst sich nicht wieder von selbst, sie kann nur — was etwas ganz andres ist und eine besondere Anstrengung erfordert — durch ein neues, treffenderes und darum kräftigeres Wort zerbrochen werden. [36/37]

Zur Verdeutlichung nehme ich noch ein andres Beispiel, an dem diese Veränderung der Situation besonders deutlich wird. Ich meine die Veränderung, die sich ergibt, wenn ein junger Mann zu einem Mädchen die unscheinbaren Worte spricht: »ich liebe dich«. Ich brauche diese Situation kaum im einzelnen zu zeichnen, um sehen zu lassen: eine vorher noch vieldeutige, zwar dunkel spürbare, aber jeden Augenblick wechselnde Situation hat auf einmal Klarheit und Festigkeit bekommen. Wir verstehen, was Hans Lipps meint, wenn er von dem Wort als Entscheidung spricht. Während er vorher noch jederzeit wieder zurück konnte, ist mit dem Aussprechen des Worts ein Rubikon überschritten. Es führt kein Weg zurück, es sei der des Wortbruchs. Und das ist eine sehr schwerwiegende Angelegenheit, die nicht ohne empfindlichen Substanzverlust mehr möglich ist. Aus dem fließenden, jederzeit wechselnden, nie zu haltenden Leben ist durch das Wort etwas herausgehoben, was dem Wandel entzogen ist. Das Wort ist etwas Überzeitliches. Und indem der Mensch sich im Wort festlegt, erhebt er sich in die Sphäre des Überzeitlichen, um nicht zu sagen, in die Sphäre des Ewigen.

4. Das Versprechen ,

Jedes ausgesprochene Wort klärt nicht nur die Situation, sondern bindet auch für die Zukunft. Darum kann man auch dem andern Menschen »sein Wort« geben als Gewähr dafür, daß man in der Zukunft etwas leisten wird, , was man im gegenwärtigen Zustand noch nicht zu leisten imstande oder noch nicht zu leisten gewillt ist, und der [37/38] andre kann sich dann an dieses Wort »halten«. Das Wort wird zum Versprechen, und das Versprechen ist vielleicht das eindrucksvollste Beispiel für die in der Sprache liegende Macht über die Wirklichkeit. Darum hat *Lipps* in seinen Betrachtungen über die »Potenz des Worts« auch an dieser Stelle mit Nachdruck eingesetzt.

Das Versprechen ist, wie Lipps hier überzeugend entwickelt, keine bloße Willenskundgebung; denn mein heutiger Wille kann sich ja in der Zukunft ändern, und aus der bloßen Bekundung meines heutigen Willens würde nie die Verbindlichkeit abgeleitet werden können, die dem Versprechen zu eigen ist und die von allen Schwankungen meines inneren Zustands unabhängig ist. Das einmal gegebene Wort verlangt von dem, der es gegeben hat, »eingelöst« oder »erfüllt« zu werden, und zwar unabhängig davon, wie diesem im späteren Zeitpunkt zumute ist. Das Wort erhebt hier einen Anspruch darauf, »wahr gemacht« zu werden. Darin ist besonders deutlich, daß das Wort nicht einfach eine vorhandene Wirklichkeit abbildet und einem andern mitteilt (wie es bei einer bloßen Willenskundgebung noch der Fall wäre), sondern seine Wirklichkeit erst schafft. Erst ist das Wort, und dann wird das Versprechen erfüllt, verwirklicht. »Erfüllt« ist hier eine gute Bezeichnung: eine vorher vorhandene Hohlform wird durch die Verwirklichung ausgefüllt. Das Wort geht voran, und die Wirklichkeit folgt. In diesem Sinne verwandelt das Wort die Wirklichkeit. So bemerkt auch *Lipps*: »Das Wort ist das Primäre und erfährt schrittweise verwirklichende Auszeichnung.«³¹ Und doch ist es hier ganz anders als beim zuvor behandelten Aussprechen eines Tatbestands. Dort lag die verwandelnde Kraft schon im Aussprechen des Worts. Hier aber

³¹ *Lipps*, Die Verbindlichkeit der Sprache, S. 102.

verlangt das Wort eine lange anhaltende Bemühung [38/39] des Menschen. Seine Erfüllung erfolgt in der Regel erst zu einem ziemlich weit entfernten Zeitpunkt. Sie geschieht nicht schon im Geben des Worts — denn so manches Versprechen ist leichtsinnig genug gegeben und wieder gebrochen worden —, sondern erst im Halten des einmal gegebenen Versprechens. Darin ist aber im Sinne des tieferen anthropologischen Verständnisses wichtig, daß nicht ein ein für allemal als gleich zu betrachtender Mensch etwas tut und darin eine Veränderung seiner äußeren Wirklichkeit hervorbringt, sondern daß er sich selber darin verändert und in einem gewissen Sinne erst selber schafft; denn indem der Mensch zu seinem einmal gegebenen Wort steht und es erfüllt, auch entgegen allen Versuchungen und andersartigen Neigungen, auch gegenüber allem Unvorhersehbaren, das sich inzwischen ereignet hat, erhebt sich der Mensch über die Wandelbarkeit seines in aller Unschuld doch amoralischen Lebens und wird zum Selbst im strengen eigentlichen Sinn. Der Mensch wird er selbst durch das von ihm verantwortete Wort. Unter diesem Gesichtspunkt haben *Hans Lipps* und *Gabriel Marcel*, beide unabhängig voneinander, das Versprechen in einer Weise analysiert,

bei der es sich als Schlüssel zum Verständnis des menschlichen Selbstseins erwiesen hat.³² Denn die Untreue ist kein beliebiger Charakterfehler neben möglichen anderen, sondern bedeutet Selbstverlust. Der Mensch entgleitet sich und verliert seine Substanz in der Verschwommenheit eines nicht mehr sich selber verantwortenden Zustands. Er gewinnt sich selbst in der Treue.³³ Die Treue aber verwirklicht sich in der Treue zum gegebenen Wort, und darum verschlingt sich hier unmittelbar die sprachphilosophische mit der grundlegenden ethischen Problematik: Die Selbstwerdung des Menschen ist an die Sprache gebunden. Nur [39/40] als ein über sein Wort verfügendes Wesen kann der Mensch im eigentlichen Sinn »er selbst« werden. Die erzieherische Bedeutung dieses Zusammenhangs bedarf kaum eines weiteren Hinweises. Der verantwortliche Umgang mit dem gegebenen Wort ist kein sittliches Einzelproblem neben manchen andern, sondern betrifft im innersten Kern die Selbstwerdung des Menschen. Sie hat eine Schlüsselstellung für die gesamte sittliche Entwicklung des Kindes und erfordert darum die höchste Aufmerksamkeit des Erziehers. Sie verlangt aber auch von ihm die gewissenhafteste Erfüllung des von ihm einmal gegebenen Worts; denn nur in einer Umgebung, in der das Kind erfährt, daß das gegebene Wort unbedingt ernst genommen wird, kann man auch von ihm verlangen, daß es in derselben Weise zu seinem eignen Wort steht.

5. Der Fluch und die Magie der Seele

Eine andre Weise, durch die Mittel der Sprache, durch das gesprochene Wort in die Zukunft vorzuschieben, ist der Fluch. War es beim Versprechen in die Hand des Versprechenden selber gegeben, das Versprechen, indem er sich selber vorausgegriffen hatte, zu erfüllen, es wahr zu machen, so greift der Fluch in das Leben eines andern Menschen ein, indem er ein unabweisbares Unheil über den Verfluchten bringt, es durch den Fluch hervorruft, erschafft, und in diesem Sinn geht der Fluch dann in Erfüllung. Manche, zumal die etwas temperamentvolleren unter unsren Zeitgenossen, erreichen in dieser Form der sprachlichen Äußerung eine richtige Meisterschaft, aber so, wie das Flu- [40/41] chen heute zumeist im täglichen Leben auftritt, dient es mehr zur seelischen Entladung eines aufgestauten Ärgers, ist also nicht Fluch im eigentlichen Sinn. Aber schon die Tatsache, daß dieses Fluchen meist mitten im Satz abbricht und nicht zu Ende ausgesprochen wird, weiterhin, daß er sich mancherlei Umschreibungen bedient für Mächte, die er nicht beim richtigen Namen zu nennen wagt, ja die ihm vielleicht nicht einmal im vol-

³² *Lipps*, Bemerkungen über das Versprechen, in: Die Verbindlichkeit der Sprache, S. 97 ff. G. *Marcel*, Sein und Haben, übers. v. E. Behler, Paderborn 1954, vom allem S. 53 ff.

³³ Vgl. meine Darstellung der Treue. Wesen und Wandel der Tugenden. Ullstein Bücher, Frankfurt (Main) 1958, S. 154 ff.

len Maße bewußt sind, weist darauf hin, daß hier tiefere Schichten der Seele aufbrechen, die sich im sonstigen Leben unserer Kontrolle entziehen. Um den Fluch in seiner Reinheit zu erfassen, muß man ihn darum in urtümlicheren Formen des Lebens aufsuchen, wo er noch in seiner Wirkung ernst genommen wird. Der Fluch ist keine Voraussage des späteren Schicksals, in diesem Sinn keine Prophezeiung; denn das Vorausgesagte geschieht von selbst, auch ohne Beteiligung des Voraussagenden, während durch den Vollzug des Fluchs das spätere Ereignis erst heraufbeschworen wird. Der Fluch ist darum auch kein bloßer Wunsch, daß etwas Bestimmtes geschehen möge; denn der Wunsch ist ohnmächtig, aber der Fluch ist ein handelndes Eingreifen in die Wirklichkeit, er schafft das spätere Ereignis. »Wahr zu werden, sich zu erfüllen, wird hier in die Kraft des Wortes selber gesetzt.«³⁴ Dazu ist dann erforderlich, daß der Fluch in besonderer, feierlicher, sich seiner Tragweite bewußter Form ausgesprochen wird, sowie daß derjenige, dem er gilt, diesen Fluch auch vernimmt.

Der Fluch ist in dieser seiner reinen Form ein Phänomen des magischen Bewußtseins. Vom feierlich gesprochenen Wort geht eine unwiderstehliche Gewalt aus. Der Fluch schafft das Schicksal. Nur darf man nicht glauben, daß es sich im Fluch um einen Irrglauben einer vergangenen Zeit [41/42] handelt. Auch heute noch lebt der Fluch und erweist sich als überaus wirksam. Auch heute noch geht der Fluch in Erfüllung, und Menschen sterben am Fluch, wenn sich auch solche Vorgänge meist der Kenntnis der auf geklärten Kreise entziehen und nur der Arzt gelegentlich von ihnen erfährt. Aber so sehr die Wirksamkeit des Fluchs noch in unsrer unmittelbaren Nähe geschieht, so werden wir doch nicht glauben können, daß wir selber durch unsern Fluch töten oder durch fremden Fluch getötet werden. Wiederum also ergibt sich die Frage: Welcher Art ist, wenn wir Formen der Zauberei ausschließen, diese Macht des fluchend ausgesprochenen Worts über die Zukunft?

Vielleicht führt hier ein Gedanke weiter, wie Spranger ihn in seiner »Magie der Seele«³⁵ entwickelt hat: Die magische Gewalt wendet sich nicht mehr auf die äußere Wirklichkeit. Hier hat sie in der Tat ihre Kraft verloren. Aber sie behält ihre Macht über die menschliche Seele. Hier gibt es in der Tat etwas wie Magie, und sie besteht in diesem Falle darin, daß von der eindrucksvoll geprägten sprachlichen Gestalt, von dem zum Fluch gesteigerten Wort eine Gewalt ausgeht, die das noch ungeformte Leben unwiderstehlich unter ihren Einfluß zwingt. Es ist wie gebannt durch die »Bündigkeit« des fluchend ausgesprochenen Worts und kann sich, selbst widerstreßend, ihm nicht mehr entziehen. Es ist, als ob hier Kanäle vorgezeichnet würden, in die die Strömung des Lebens notwendig einfließt und die sie dann in ihrer Richtung weiterleiten. (Dies ist eine äußerst schwer zu fassende Erscheinung, weil sie an den Grenzen des Sagbaren liegt. Man kann sie nur von immer neuen Seiten umkreisen. Aber sie ist eine entscheidend wichtige Wirklichkeit im menschlichen Leben, und man kann sie nicht einfach ihrer schweren Erfäßbarkeit wegen beiseite lassen; denn [42/43] damit würde man das menschliche Leben im ganzen verfehlt. Man muß trotz aller Unzulänglichkeiten und Mißerfolge immer neu versuchen, sich ihr zu nähern.) Wo eine scharf ausgeprägte Form gegeben ist, da zwingt sie das Ungeformte in ihren Bann. Es kann sich ihr gegenüber nicht behaupten. Das ist Magie in der heute noch wirksamen Form, Magie der Seele.

Das habe ich am Grenzfall des Fluchs zu verdeutlichen versucht. Aber der Fluch ist natürlich nur ein äußerster Grenzfall, an dem wir uns einen allgemeineren Zusammenhang verdeutlichen können. Überall, wo eine Situation durch das zu bündiger Form gebrachte Wort ihre klare Gestalt gefunden hat, erfahren wir diese selbe gleichsam magische Kraft des geprägten Worts über das noch ungestaltete Leben. Diesen allgemeinen Zusammenhang, diese »Macht des Worts« wollen wir an einigen weiteren Beispielen zu erläutern und näher zu bestimmen versuchen. [43/44]

³⁴ Lipps, Die Verbindlichkeit der Sprache, S. 115 f.

³⁵ E. Spranger, Die Magie der Seele. Religionsphilosophische Vorspiele, Berlin 1947, S. 117 ff.

III. Die Gefahren der Sprache

1. Das Schlagwort

Man muß neben der großen Leistung, die die Sprache im menschlichen Leben zu erfüllen hat, auf der andern Seite aber auch die Gefahren sehen, die mit ihr gegeben sind. Nicht umsonst bezeichnet Hölderlin mit einem von Heidegger nachdrücklich aufgenommenen Wort die Sprache als »der Güter gefährlichstes«, das dem Menschen gegeben sei.³⁶ Auf diese Gefahren waren wir im Verlauf der Überlegungen schon verschiedentlich aufmerksam geworden, ohne ihnen schon genauer nachzugehen. Darum ist es notwendig, sie abschließend noch einmal gesondert in den Blick zu nehmen, um zugleich auf das pädagogische Problem hinzuweisen, wie man diesen Gefahren in der Erziehung begegnen könne.

Diese Gefahren liegen einmal im bewußten Mißbrauch der Sprache. Die Sprache dient als Mittel der Lüge und der Irreführung. Wenn es auch eine geistreiche Zuspitzung ist, wenn man gesagt hat, die Sprache sei dem Menschen nur gegeben, damit er seine wahren Gedanken verbergen könne, so ist damit doch zugleich ein wesentlicher Zug hervorgehoben. Weil im Unterschied zum bloß hinweisenden Zeichen das gesprochene Wort aus sich selber verständlich [44/45] ist, ohne Bestätigung durch den darin ausgesagten Sachverhalt, darum kann man es auch als Mittel der Irreführung gebrauchen. Und so ist in der Tat erst mit der Sprache die Lüge in die Welt gekommen.

Die Sprache dient darüber hinaus aber auch als Mittel der Verführung. Die in ihr liegende Gewalt kann in gefährlicher Weise mißbraucht werden, um Macht über den andern Menschen zu gewinnen und ihn zu Handlungen zu veranlassen, die er von sich aus nie getan hätte und die seinen wahren Absichten und Interessen widersprechen. Von der Belehrung und Überzeugung mit guten Gründen führt ein gleitender Übergang zur Überredung durch das geschickt gehandhabte Wort. In diesem Zusammenhang entwickelt sich die Rede als die kunstvoll ausgebildete Form der Überredung; denn die Rede, wie sie seit den Griechen als Volksrede, als Gerichtsrede usw. entwickelt ist, unterscheidet sich von andern Formen zusammenhängenden, nicht durch die Wechselrede unterbrochenen Sprechens, dadurch, daß sie nicht belehren will (wie der Vortrag oder der Unterricht), auch nicht ermahnen und erbauen (wie die Predigt) und nicht erfreuen (wie die mündlich vorgetragene Dichtung), sondern daß sie die Hörer für eine bestimmte Ansicht gewinnen will. Von da aus ist sie in ihrer Kunstform bestimmt, wie Argumentation und gefühlsmäßiges Ansprechen in den Dienst des Ziels gestellt werden. Selbst der trügerische Schein falscher, aber wirkungskräftiger Argumente wird nicht verschmäht. Im guten Redner offenbart sich die Macht des gesprochenen Worts in letzter Steigerung. Aber es zeigt sich zugleich die Gefahr dieses gefährlichsten aller Güter in ihrer größten Schärfe. Es wird zum Mittel bewußter Verführung, zum Mittel der Demagogie. Selbst die Schlange des Paradieses mußte sich [45/46] des verlockenden Worts bedienen. Erst in diesem Mißbrauch zu demagogischen Zwecken offenbart sich die ganze Dämonie des Worts.

Die Griechen haben die Theorie der Rede in ihrer Rhetorik ausführlich entwickelt. Diese heute wenig beachtete Disziplin ist, richtig verstanden, nicht nur eine Anweisung zur erfolgreichen Rede, sondern zugleich ein wichtiges Stück der Sprachphilosophie, ja der Philosophie überhaupt. Aber nicht von der Rede im allgemeinen soll an dieser Stelle ausführlicher die Rede sein, sondern von den spezielleren Formen des rednerisch, das heißt zur Machtausnutzung geprägten Worts. Ich meine das Schlagwort im politischen Kampf, die Schlagzeile in der Tageszeitung, den Werbetext im wirtschaftlichen Konkurrenzkampf usw. Das Schlagwort zwingt den Menschen in

³⁶ F. Hölderlin, Sämtliche Werke, 4. Bd., besorgt durch N. v. Hellingrath, S. 246. Vgl. dazu Heidegger, Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung, S. 33 ff.

seinen Bann. Es kann zum Dämon werden, der ihn auch gegen seinen Willen mit sich fortreißt, indem er die Stimme der Vernunft in ihm niederhält. Nehmen wir einige aus der Geschichte bekannte einfache Beispiele wie »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit«, wie »Proletarier aller Länder, vereinigt euch!«, wie »Deutschland erwache!« usw. Oder nehmen wir auch die Benennungen in einem einzelnen Wort wie »Reaktionär«, »Kapitalist«, »Bourgeois«, »die Schwarzen«, »die Roten« usw. Der politische Kampf wird zum großen Teil mit den Waffen des Schlagworts geführt. Aber auch die Wirtschaft hat sich seit langem dieses Kampfmittels bedient (doch will ich hier keine Beispiele nennen, um mich nicht dem Vorwurf auszusetzen, einseitige Werbung zu betreiben). Was leistet das Schlagwort? Und worauf beruht seine Macht? Schon die einfachen Nennwörter, die wir anführten, sind nicht Namen im eigentlichen Sinn, es gibt nichts, was einfach so heißt, sondern erst in der politischen Kampf- [46/47] situation wird etwas so genannt, um es herunterzusetzen und vor den Augen der Öffentlichkeit zu vernichten. Eine politische Richtung nennt sich zum Beispiel konservativ, das heißt bewahrend; als reaktionär bezeichnet sie erst der Gegner, indem er ihr unterstellt, sie wollte das Rad der Geschichte rückwärts drehen. Daß ein Schlagwort einschlägt, setzt voraus, daß wirklich vorhandene Züge darin getroffen sind. Aber sie werden nicht einfach gezeigt, sondern in polemischer Absicht zugespitzt und verzerrt. Aber es gibt auch Schlagworte im positiven, bejahenden Sinn. Sie sind wie Fanfarenstöße, die eine Masse in Bewegung setzen und begeistern. Ich greife, um die anfeuernde Wirkung des Schlagworts zu zeigen, das Buch von v. d. Heidte und Sacherl über die Soziologie der deutschen Parteien heraus. Nachdem von der Wirkung des Symbols die Rede war, heißt es: »Auch Schlagwort und Lösung sind sinnlicher Ausdruck einer Idee, einer Forderung, eines ganzen Programms; auch Schlagwort und Lösung müssen aufrufen, mitreißen, fanatisieren; auch Schlagwort und Lösung müssen sinnfällig sein, leicht greifbar, nachsprechbar, einprägsam: sie müssen in ihrer Einfachheit, in ihrem Klang, in ihrem Rhythmus im Gedächtnis haften bleiben. Jedermann muß sie wiederholen, dem Gegner ins Gesicht schleudern, auf die Mauern schreiben können.«³⁷ Man spürt schon bis in die Formulierung hinein den aggressiven Zug. Es ist eine berauschende Kraft, die vom Schlagwort ausgeht. Es dringt in den Menschen ein, ohne daß er sich dagegen wehren kann, es bemächtigt sich seiner und benebelt sein Urteil. Der Mensch ist bereit, für ein Schlagwort zu sterben, eben weil eine ganze Welt des Untergründig-Affektiven in ihm von der Kontrolle der Vernunft befreit wird. Das meint auch Lipps, wenn er schreibt: »Mit Schlagworten wird blind [47/48] gefoltert. Man kann sich ihrem Einfluß nicht entziehen. Sie klingen ins Ohr. Als Ideen, an die man glaubt, sind sie schon im Prinzip und ausdrücklich von tatsächlicher Bewährung suspendiert ... Das Unsinnigste geschieht im Bann des Schlagworts, sofern Überlegung und Urteil dabei blockiert sind.«³⁸

Aber so sehr wir auch das Schlagwort als frevelhaften Mißbrauch der Sprache verurteilen mögen, so ist es doch eine Tatsache, die unsre ganze Welt durchzieht und die wir nicht aus der Welt schaffen können. Daß sich daraus sogleich wichtige pädagogische Folgerungen ergeben, bedarf kaum noch eines weiteren Hinweises. Diese Folgerungen fordern einmal die Entwicklung eines eignen Urteils, durch das der Mensch gegenüber dem Druck der Schlagworte einen festen Stand gewinnt. Die Erziehung zum eignen Urteil wird in unsrer vom Einfluß der Publizistik beherrschten Welt zur vordringlichen pädagogischen Aufgabe.³⁹ Die Folgerungen liegen aber auf der andern Seite auch in der Erziehung zu einem sauberen und verantwortlichen Gebrauch der Sprache, durch die der Mensch in seiner eignen Rede auf den — absichtlichen oder unabsichtlichen — Gebrauch des Schlagworts verzichten lernt. Die Erziehung zu einer strengen Sachlichkeit in der Sprache bekommt von hier aus ihr ganzes Gewicht. Und endlich ein letztes: Im Schlagwort erfahren wir die Gefahren einer mißbrauchten Sprache in ihrer krassesten Gestalt.

³⁷ F. A. v. d. Heidte und K. Sacherl, Soziologie der deutschen Parteien, München 1955, S. 108 f.

³⁸ Lipps, Hermeneutische Logik, S. 88 Anm.

³⁹ Vgl. meinen Aufsatz: Erziehung zur Urteilsfähigkeit, in: Maß und Vermessenheit des Menschen, Göttingen 1962, S. 107 ff.

Aber was sich an diesem Beispiel besonders eindrucksvoll aufdrängt, das kennzeichnet zugleich eine allgemeine Gefahr der Sprache. Jedes geprägte Wort übt diese Gewalt aus. Jedes geprägte Wort kann darum auch mißbraucht werden. An die unheilvolle Wirkung des Fluchs sei noch einmal erinnert. Und selbst wo es nicht bewußt [48/49] mißbraucht wird, kann es seine zersetzende Wirkung ausüben: Ein herabsetzendes Schimpfwort, ein Witz, durch den wir einen andern Menschen lächerlich machen, alles das übt seine Wirkung, und zwar zumeist eine gefährliche Wirkung, aus. Man kann mit der Sprache nicht vorsichtig genug umgehen.

2. Die Verfestigung und Übertreibung im Wort

Die Gefahr der Sprache ist aber auch unabhängig von allem bewußten Mißbrauch in ihrem eigenen Wesen enthalten und bedroht jeden, der sich nicht ausdrücklich gegen diese Versuchung zur Wehr setzt. Diese Gefahr weist wiederum in mehrere verschiedene Richtungen. Einmal beruht sie auf der Verfestigung, die mit jeder sprachlichen Formulierung, mit jedem ausgesprochenen Wort notwendig verbunden ist. Wir bezeichneten diese Seite schon als das überzeitliche Element, das mit der Sprache notwendig gegeben ist. Sobald das Wort einmal ausgesprochen ist, hat es sich aus dem Fluß des Lebens herausgelöst und ist zu etwas Festem geworden. Es beansprucht seine Geltung auch dort, wo es durch eine spätere Entwicklung überholt ist oder sich als falsch erwiesen hat. Ja selbst die aus bösem Willen hervorgegangene falsche Aussage übt diese Wirkung aus, solange sie nicht durch bewußte Anstrengung widerlegt und unschädlich gemacht ist. An der Sprache zeigt sich also in einem gesteigerten Maß die allgemeine Eigengesetzlichkeit der Form, die Simmel seinerzeit so scharf herausgearbeitet hat: aus dem Leben hervorgegangen, sich zugleich gegen das Leben zu wenden, es einzuhängen und ersticken zu wollen. [49/50]

Damit verbindet sich ein weiteres: Wo eine Situation oder ein Tatbestand im ausgesprochenen Wort seine zugespitzte Ausprägung erhält, da ist es immer eine besondere Ausprägung, neben der grundsätzlich auch andre möglich gewesen wären. Immer hebt das Wort eine bestimmte Seite heraus, aber eben dadurch verdeckt es auch andre Seiten, und immer wieder ergibt sich daraus die Aufgabe einer kritischen Überprüfung und einer Freilegung dessen, was durch das einseitig zugespitzte Wort verdeckt ist. Das aber erfordert immer zugleich auch ein Ankämpfen gegen die Übermacht des geprägten Worts.

Der Mensch kann sich darüber hinaus auch an seinem Wort gewissermaßen verheben, das heißt, wo das Wort seine prägende Kraft über sein Leben erst beweisen soll, seinen Anspruch übersteigern und ein zu »großes« Wort wählen, das ! er nicht mehr mit seinem Leben erfüllen kann. Wo er etwa ein Versprechen für die Zukunft gibt, wo er seine Liebe erklärt oder von seinen Idealen schwärmt, überall besteht die Gefahr, daß er damit zu »hoch« greift und den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen verliert. Auch das ist eine notwendig mit der Sprache gegebene Entartungsmöglichkeit; denn die Sprache fixiert nicht nur, sie überhöht auch, sie idealisiert. Das ergibt sich notwendig aus ihrer Aufgabe, einen Lebensentwurf vorwegzunehmen, der dann erst nachträglich schrittweise in die Wirklichkeit umgesetzt werden muß. Wo sie aber zu weit vorausgreift, erwächst die Gefahr, daß der Mensch nicht mehr imstande ist, die im Wort vorweggenommene Steigerung auch mit seiner Wirklichkeit zu erfüllen. Im Wort liegt zugleich die Versuchung, sich zu übersteigern. Dann entstehen die großen, pathetischen, aber leeren und hohlen Worte, die die Sprache im ganzen verdächtig machen. [50/51]

Von da aus begreifen wir die in der heutigen Zeit weit verbreitete Scheu vor dem großen Wort. Das ist nicht nur die Angst, sich festzulegen, sondern eine ehrfürchtige Scheu vor dem übertriebenen Wort. Man greift zum »Understatement«, zum bewußt verkleinernden (»unterreibenden«) Ausdruck. Aber auf der andern Seite hat auch dies seine Gefahren; denn wo es nicht mehr ausdrücklich als solches, das heißt in Hinblick auf das darin nicht mehr Gesagte, verstanden wird, führt es zu einer verkleinernden und herabziehenden Wirkung. Denn das Leben verlangt nach

seiner Ausprägung im Wort. Es kann erst darin zu seiner eigentlichen Gestalt kommen. In der schwer zu findenden Mitte zwischen dem zu kleinen und dem zu großen Wort, in der bleibenden Spannung des Gesagten zum Hintergrund des Ungesagten, soll das Gemeinte zu seinem angemessenen Ausdruck kommen.

Die andre Gefahr der Sprache, die in einer wortreichen Geschwätzigkeit liegt, ist so offenkundig, daß sich wohl ein weiteres Eingehen erübrigt. Daß aber auch die Gegenseite, die Wortfaulheit, bedenklich ist, darf wenigstens angedeutet werden.

3. Das Gerede⁴⁰

Die größte Gefahr der Sprache aber ist, daß die fixierte Aussage bei der Wiederholung im Gebrauch zu einem beliebig anwendbaren Schema wird und damit schließlich im Gerede entartet. Als Gerede, als leeres Gerede, bezeichnen wir es, wenn das einmal von jemand ursprünglich Erfahrene gedankenlos und ohne eigne Bestätigung weitergegeben wird. Das Gerede wird »bodenlos«, weil es jede Be- [51/52] gründung auf eigne Anschauung und eigne Erfahrung verliert. Aber grade im leeren Gerede zeigt sich mit besonderer Eindringlichkeit die Macht des Worts; denn auch ohne Bestätigung wird es geglaubt und weitergegeben und bestimmt das Handeln des Menschen. »Die Sache ist so, weil man es sagt.«⁴⁰ Das Gerede ebnet alles ein, zieht alles in seinen Bann, das Gerede kann sogar töten. Heidegger hat in »Sein und Zeit« schon das Gerede in seiner ganzen Macht erkannt und in einer eindrucksvollen Analyse dargestellt. Die große Gefahr des Geredes beruht darauf, daß es nicht eine gelegentliche Entartung ist, die man bei vorsichtigerem Gebrauch auch hätte vermeiden können, sondern daß es zum Wesen der Sprache gehört und untrennbar mit ihr verbunden bleibt. Die Leistung der Sprache, die in der Ablösung von der gegenwärtigen Situation besteht, bedingt zugleich die Möglichkeit dieses bodenlos werdenden Gebrauchs. Ja, Heidegger hat darüber hinaus darauf hingewiesen, daß der Mensch nicht erst nachträglich in die Welt des Geredes entgleitet, sondern sich von Haus aus, so wie er sich in der Welt vorfindet, schon immer in der Welt des Geredes befindet und sich erst in bewußter Anstrengung von seiner Macht befreien kann.

Diese Zusammenhänge sind wiederum von einer höchsten pädagogischen Bedeutung. Der Kampf gegen die dumpfe verschwommene Macht des Geredes und die Hinführung zu einem verantwortlichen Gebrauch der Sprache werden darum zum entscheidenden Kernproblem jeder Erziehung. Hier ist ursprünglich beheimatet, was Pestalozzi und seine Zeitgenossen so sehr gegen das bloße »Wortwesen«, gegen das häufig zitierte »Maulbrauchen« aufbrachte. Es geht hier nicht primär um das Verhältnis des Worts zu der darin bezeichneten Anschauung, sondern um das Verhältnis der [52/53] klaren und verantworteten Aussage zum leeren Gerede. Darum sind auch die tieferen Intentionen Pestalozzis verfehlt, wenn man sie auf dem Wege des Anschauungsunterrichts zu erfüllen sucht (trotz mancher Äußerungen, die bei Pestalozzi selber eine solche Auslegung nahelegen). Die Verantwortung eines begründeten Sprechens gegenüber der Verantwortungslosigkeit des Geredes ist etwas anderes und mehr als der Ausweis vor der fundierenden Anschauung. Es geht nicht nur um die theoretische Begründung des Wissens und dessen nachträgliche Formulierung, sondern um das »existentielle« Verhältnis, in dem der Mensch zu seinem Wort steht und dieses als verbindlich verantwortet. Erst in der angespanntesten Bemühung um die aller Verschwommenheit und Zweideutigkeit abgewonnene verbindliche Aussage gewinnt die Erkenntnis ihre Bestimmtheit, aber in dieser selben Bemühung, in diesem selben unteilbaren Vorgang gelangt zugleich der Mensch zu seiner sittlichen Substanz.

Und erst in diesem Zusammenhang bekommt zugleich die Bemühung um die äußere Richtigkeit und Geformtheit der Sprache ihr ganzes erzieherisches Gewicht. Es geht hier nicht um Äuße-

⁴⁰ Heidegger, Sein und Zeit, S. 168.

lichkeiten, sondern um die sittliche Erziehung in ihrem Kern. Und es ist darum auch nicht die Angelegenheit eines einzelnen Fachs, sondern der Erziehung im ganzen, zu der auch die Sachfächter, und diese im besonderen Maße, beizutragen haben, und für die es noch stärker darauf ankommt, wie im täglichen Umgang miteinander die Sprache gebraucht wird. Erst in der Zucht der Sprache geschieht zugleich die Selbstwerdung des Menschen. Daraus entspringt eine erzieherische Aufgabe, die bis in die Einzelheiten der unterrichtlichen Gestaltung hinein genau durchdacht werden muß. [53/54]

IV. Die Lebensmacht der Dichtung

1. Der Kinderreim

Seit den Anfängen der Sprachphilosophie, besonders seit der Romantik, ist immer wieder die Überzeugung ausgesprochen worden, die Dichtung sei die Ursprache der Menschheit gewesen und aus ihr erst hätte sich die Prosa entwickelt. Wie das nun in genetischer Beziehung sein mag, soll uns hier nicht beschäftigen (letztlich ist die Frage sinnlos gestellt und darum unbeantwortbar). Aber richtig ist daran jedenfalls dieses, daß die Dichtung die Sprache in der reinsten Form darstellt und daß man darum die Dichtung betrachten muß, um daran das Wesen der Sprache in seiner Reinheit erkennen zu können. So hat es Heidegger schon in dem ersten seiner Hölderlin-aufsätze hervorgehoben: »Die Dichtung selbst ermöglicht erst die Sprache ... Also muß das Wesen der Sprache aus dem Wesen der Dichtung verstanden werden.«⁴¹ Unter der Dichtung aber beschränken wir uns wiederum auf den einfachsten und übersehbarsten Fall, auf das lyrische Gedicht; denn dieses ist, um noch einmal Heidegger bestätigend heranzuziehen, ein »rein Gesprochenes«.⁴²

Um das Wesen des Gedichts zu veranschaulichen, möchte ich noch einen Schritt weiter zurückgehen, nämlich auf den [54/55] einfachen Kinderreim. Solche Kinderreime mögen uns Erwachsenen oft abgeschmackt erscheinen, aber jeder, der nur ein wenig Umgang mit Kindern gehabt hat, kennt die unglaubliche Freude, die die Kinder an diesen unscheinbaren Versen haben, wie tief beglückt sie sind, wenn das ersehnte Reimwort fällt, wie sie sich unermüdlich dieselben kleinen Verse hersagen lassen. Er weiß aber auch, wie genau sie auf die Innehaltung derselben Form achten, wie sehr sie sich gegen die kleinste Abweichung wehren. Sie müssen in genau derselben Form wiederholt werden. Was liegt hier vor, und worauf beruht diese Freude wie dieser Zwang? Vielleicht können wir sagen, daß hier eine vollkommen gestaltete, eine runde und geschlossene Welt vorliegt, die dem Kind, das sich noch hilfloser der fließenden und wechselnden Wirklichkeit ausgeliefert fühlt, einen festen Halt gibt. Ohne die Deutung hier sogleich überspitzen zu wollen, müssen wir zunächst die Tatsache dieser Freude sehen, sie als etwas ganz Bedeutendes und Lebenswichtiges im Leben des kleinen Kindes erkennen und uns darüber klar sein, daß alle unsre nachträglichen Deutungsversuche demgegenüber unbeholfen und zweifelhaft sind. Unzählige Kinderreime aus allen Völkern und Zeiten zeigen, wie das Verlangen der Kinder immer wieder diese Urformen unscheinbarster Dichtung hervorgelockt hat. Sie haben ihre tiefe Funktion, auch wenn sie gewiß in der Mehrzahl nicht aus bewußter erzieherischer Absicht hervorgegangen sind, sondern ganz einfach Freude machen wollten. Unter dem pädagogischen Gesichtspunkt aber hat *Fröbel* in seinen »Mutter- und Koseliedern« die Bedeutung dieser kleinen lehrhaften Reime erkannt. Und mögen die Verse, die er hier mitteilt, noch so unbeholfen sein, so erfüllen sie doch ihre Funktion im kindlichen Leben, daß sich [55/56] in ihnen nämlich eine neue Lebenserfahrung verdichtet und befestigt. Schon die bloße Tatsache, daß sich manche unter ih-

⁴¹ Heidegger, Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung, S. 40.

⁴² Heidegger, Unterwegs zur Sprache, S. 16.

nen über mehr als hundert Jahre hinweg in kaum veränderter Form erhalten haben, beweist, daß er ein wirkliches Bedürfnis des Kindes getroffen hat. Aber diese Lieder sollten ja gar nicht als ein fester Bestand überliefert werden. Fröbel hat sie selber nur als Beispiele betrachtet, wie man den Ertrag einer neuen Lebenserfahrung in solchen kindlichen Gedichten vertiefen und bewahren soll, und wichtiger als die dort mitgeteilten sind die, die, von Eltern und Erziehern geprägt, zur Freude der Kinder spontan aus der Lebenssituation selber hervorwachsen.

2. Dichterworte als Zitate

Wir können vielleicht hoffen, dem Sinn dieser kindlichen Reime näherzukommen, wenn wir einen Blick in unsre eigne Welt werfen, um dort verwandte Erscheinungen wiederzufinden. Wir alle kennen hier zum Beispiel die Erfahrung, daß Dichterworte als Lebensweisheit in den allgemeinen Gebrauch übergehen und so zur Orientierung im Leben dienen. Wir sprechen hier von Zitaten, die man bei passender Gelegenheit anführt. Manchmal werden sie nur scherhaft gebraucht, etwa wenn man am Ende einer Ferienzeit mit gespieltem Pathos zitiert: »Die schönen Tage von Aranjuez sind nun vorüber«, oder einen verspäteten Gast mit den Worten begrüßt: »Spät kommt ihr, doch ihr kommt.« Man empfindet eine gewisse Freude daran, ein dem hohen dichterischen Stil entnommenes Wort auf eine banale Alltagssituation zu übertragen. Auch Wilhelm Busch [56/57] hat eine Fülle kurzer, treffender Verse geschaffen, die sich vortrefflich dazu eignen, eine peinlich verfahrene Situation in heiterer Wendung zu entgiften.

Aber hier soll es um die ernsthaften Fälle gehen. So zitiert man gern das »höchste Glück der Erdenkinder«, das in der »Persönlichkeit« gelegen sei, spricht von der »geprägten Form, die lebend sich entwickelt«, lobt den, der »immer strebend sich bemüht«, und betont die Notwendigkeit schmerzhafter Neugeburt im Leben mit den Worten: »Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt.« Ich will die Beispiele nicht häufen, die wir alle aus dem täglichen Leben in Fülle kennen, wie ich auch nur die entscheidenden Wörter anklingen lasse, ohne die betreffenden Stellen im ganzen anzuführen. Wir alle kennen den Gebrauch solcher Zitate in unserm Leben. Wir gebrauchen sie gern dort, wo wir aus dem alltäglichen Leben in einen »gehobenen« Sprachstil übergehen (in feierlicher Rede darum auch häufiger als im gewöhnlichen Gespräch), wo wir einem Gedanken einen besondern Nachdruck verleihen und ihn im Gedächtnis unserer Zuhörer festigen wollen. Darum steht das Zitat auch gern am Abschluß einer Ausführung: Die schwankende Überlegung strömt ein in die feste Form des Zitats und kommt in ihm zu einem Ende. Das Dichterwort beschließt die bis dahin offene Problematik. Darin berührt sich das Dichterwort mit dem Sprichwort, das *Lipps* ebenfalls als ein bezeichnendes Beispiel für die »Potenz des Worts« hervorhebt. Das Sprichwort wird vielfach als Ausdruck einer tiefen Volksweisheit hoch geschätzt. Trotzdem scheint mir Lipps darin recht zu haben, daß es mit der Weisheit des Sprichworts eine eigne Sache ist. Denken wir nur an einige bezeichnende Beispiele: Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. — Es ist nicht alles Gold, [57/58] was glänzt. — Hochmut kommt vor dem Fall. — Ein blindes Huhn findet auch ein Korn usw. Meist ist es so, daß darin ein einzelnes Ereignis als Fall eines typisch wiederkehrenden Geschehens gedeutet wird. Nachdem es geschehen ist, sagt man: Es ist halt so: Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Da sieht man es wieder einmal. Man kann nichts machen. Es ist ein resignierendes Beiseiteschieben, das sich in diesen Sprichwörtern äußert. Man greift sie auf, um sich einer beunruhigenden Erfahrung durch eine leicht aufgegriffene plausible Erklärung zu entziehen. In diesem Sinn betont Lipps: »Durch das Dazwischenschlieben einer solchen Bemerkung wird das Eingehen darauf niedergehalten.⁴³ »Sprichwörter decken wie Schablonen, die man bereithält... Sprichwörter lassen etwas leicht nehmen. Sie bedeuten einebnende Banalisierung.⁴⁴ Trotzdem sollte man diesen Ge-

⁴³ *Lipps*, Hermeneutische Logik, S. 138.

⁴⁴ *Lipps*, Hermeneutische Logik, S. 141.

sichtspunkt nicht verallgemeinern. Es gibt auch Sprichwörter ganz anderer, positiv zu wertender Art: Morgenstunde hat Gold im Munde. — Aller Anfang ist schwer. — Jung gewohnt, alt getan usw. Hier bedeuten sie eine Bekräftigung des eignen Vorsatzes oder eine Anerkennung eines fremden Tuns, auf jeden Fall haben die Sprichwörter hier eine anfeuernde Bedeutung. Man nimmt sie sich zur Richtschnur im Leben. Das führt hinüber zu den richtungweisenden Devisen, die der Mensch sich in seinem Leben vorhalten kann: Spare in der Zeit, so hast du in der Not, und so ähnlich. Das Sprichwort berührt sich hier mit dem Spruch, etwa als Wahlspruch, den sich ein Mensch (oder auch ein Geschlecht) gibt und unter den er sein Leben stellt, oder dem Konfirmationsspruch, der einem jungen Menschen an einer entscheidenden Lebenswende mitgegeben wird. Hier erfahren wir in besonders eindrucksvoller Weise, wie das Wort das Frühere ist, das [58/59] sich dann schrittweise in Wirklichkeit umsetzt. Vom Spruch her gestaltet sich das Leben des betreffenden Menschen. Und ähnlich ist es auch beim Zitat. Wenn wir fragen, worauf die Freude am Zitat beruht, die eigentümliche Befriedigung, die wir dabei empfinden, so kann sie aus der Tiefe des gedanklichen Gehalts allein nicht abgeleitet werden; denn wir können denselben Gedanken auch in schlichter Prosa ausdrücken. Wir können etwa sagen, für uns Menschen bestehe das höchste Glück in einer allseitig entfalteten Persönlichkeit. Dann haben wir genau denselben gedanklichen Gehalt, aber die Wirkung ist verlorengegangen. Diese muß also irgendwie mit der »geprägten Form« zusammenhängen. Den Prosasatz können wir so oder auch etwas anders ausdrücken. Wir haben einen gewissen Spielraum, innerhalb dessen der Gedanke praktisch derselbe bleibt. In der dichterischen Prägung aber hat er seine Vorläufigkeit verloren und ist endgültig geworden. Was wir in unsern Überlegungen lange hin und her gewendet haben, was uns so lange problematisch war, das ist jetzt zu einem Abschluß gekommen; es hat seine endgültige und in sich abgeschlossene Form gefunden; es ist in dieser erst wirklich »gültig« geworden. Von da her verstehen wir, warum das Zitat gern am Ende einer Rede gebraucht wird: Es ist nicht nur abschließender Höhepunkt, es sammelt zugleich in gedrängtester Form und kann im Gedächtnis bewahrt werden.

So ist es beim angeführten Dichterwort nicht die Überzeugungskraft des Gedankens allein, sondern es muß etwas hinzukommen, das den Gedanken erst bündig macht, das ihn damit heraushebt aus dem Fluß des ständig bewegten Lebens und auch für einen späteren Gebrauch bereithält. Das ist die Prägung des gesprochenen Worts. In ihm be- [59/60] greifen wir eine eigentümliche Leistung der Sprache, durch die diese eine Macht über das Leben gewinnt. Und der Dichter ist derjenige, der in einem ausgezeichneten Maß die Kraft zu dieser Prägung des Worts besitzt. Aber der Dichter besitzt darin keine Sonderstellung, er besitzt keine besondren, von denen des gewöhnlichen Menschen verschiedenen Kräfte, sondern in ihm verdichtet sich nur, was in weniger deutlicher, grundsätzlich aber gleicher Form jedes gesprochene Wort kennzeichnet.

3. Das lyrische Gedicht

Nach dieser Abschweifung kehren wir zum ursprünglichen Beispiel zurück, zum einfachen lyrischen Gedicht. Denken wir etwa an Goethes »Über allen Gipfeln ist Ruh« mit dem Schluß: »warte nur, balde ruhest du auch.« Was ist es, das letztlich in diesem Gedicht geschieht und worauf sein unvergleichlicher Zauber beruht? Es ist unser lange schlummerndes und nur unklar empfundenes Gefühl, das gewissermaßen einfließt in die vorgezeichnete Form des Gedichts und sich darin wiederfindet, ja darin erst sich selber erkennt: ja so ist es, balde ruhest du auch. Unser eigenes dumpfes Leben formt sich in der vorgeformten Gestalt des Gedichts, und die darin gewonne Klarheit erfüllt uns mit einer so tiefen Befriedigung. Wenn wir uns dann an einem späteren Tag wieder in der Landschaft befinden und die friedliche Nacht sich über die Gipfel senkt, dann hat dieser Vorgang für uns Gestalt gewonnen, und wenn wir uns vielleicht auch nicht ausdrücklich das Gedicht hersagen, was oft genug auch im ausdrücklichen Wortlaut in uns aufsteigen

[60/61] mag, so ist es jetzt doch ein gestaltetes, gedeutetes und in seinem Sinn verstandenes Gefühl.

Unser Leben ist reicher geworden durch dieses Gedicht, und zwar nicht in dem unbestimmten Sinn, daß wir von diesem schönen Gedicht wissen, sondern daß eine neue Lebensmöglichkeit in uns aufgegangen ist. Wir empfinden durch dieses Gedicht, was wir vorher nie empfunden hätten. Die Sehnsucht nach Frieden hat in uns Gestalt gewonnen, und sie ist eben dadurch in uns mächtig geworden. Und so ist es mit jedem andern gelungenen Gedicht, das uns in unserm Leben wichtig geworden ist. »Ich sah des Sommers letzte Rose stehn ...«, »Gelassen stieg die Nacht ans Land...«, »Es schienen so golden die Sterne...«, »Nach Süden nun sich lenken die Vöglein allzumal...«, »Der Mond ist aufgegangen ...«, »Die Krähen schrein und ziehen schwirren Flugs zur Stadt...« (Ich verzichte wiederum darauf, die Gedichte vollständig anzuführen.) Es ist nicht so, daß sich ein schon vorhandenes Naturerleben in diesen Gedichten ausgedrückt findet, sondern es formt sich erst an diesen Gedichten, und der Schatz der Gedichte, der uns in unserm Leben lebendig ist, ist eine Vielfalt von Erlebens- und Erfahrungsmöglichkeiten, die uns in ihnen erst aufgeschlossen wird. Es gilt im vollen Ernst der Satz

Eichendorffs:

*Und die Welt hebt an zu singen,
trifft du nur das Zauberwort.⁴⁵*

Erst durch die Augen des Dichters erkennen wir die Schönheit der Welt. So leben wir wirklich in der Welt, wie die Dichtung sie uns zufürt. Was Humboldt allgemein von der Sprache gesagt hatte: daß wir in sie eingeschlossen seien und die Welt nur so ergreifen könnten, wie die Sprache sie uns zufürt, das gilt (gewissermaßen auf einer höheren [61/62] Ebene) auch von der Welt der Dichtung. Was die Dichter in ihren großen Werken hingestellt haben, ihre Helden vor allem mit ihren eigentümlichen Schicksalen, mit ihren bewunderten Eigenschaften, mit ihrer ganzen Art, zu denken und zu empfinden, das wird zum bleibenden Vorbild, nach dem die Hörer und Leser ihr Leben gestalten, gewissermaßen zur Hohlform, die sie mit ihrem noch ungeformten Leben ausfüllen. Es wirkt sich hier der Doppelsinn des Wortes »Form« aus: Die einmalige Formung, in der durch menschliche Anstrengung die noch ungestaltete Wirklichkeit zur klaren Gestalt gelangt ist, wird zur Form im Sinn des vom besondern Inhalt Ablösbarer, also zur Hohlform gewissermaßen, in die das noch ungeformte neue Leben einströmt und die dann in immer neuen Wiederholungen ausgegossen werden kann. Jede einmalige Formung kann so formalisiert werden. (Das ist ja auch der Sinn des Schelerschen Gedankens vom wachsenden Apriori.⁴⁶) Es sind also zwei verschiedene Vorgänge zu unterscheiden: die einmalige Formung und die Gestaltung des späteren Lebens durch die Anwendung der schon vorhandenen Form. Uns interessiert an dieser Stelle der zweite Vorgang, und zwar geschieht dieser zumeist nicht als bewußte Nachahmung eines frei gewählten Vorbilds, sondern ganz unbemerkt durch den unwiderstehlichen Zwang, der vom gestalteten Leben ausgeht.

Das gilt selbstverständlich nicht nur von der Dichtung, sondern im Medium der Sprache von jedem klar geprägten Wort, aber darüber hinaus von allen Möglichkeiten überzeugender Gestaltung, insbesondere von aller Kunst. Auch die Maler, die Musiker usw., sie alle stellen uns in ihren Werken die Mittel zur Auffassung der Wirklichkeit bereit und gestalten dadurch unsre Welt. Die Maler öffnen erst [62/63]

in ihren Bildern unser Auge für die Schönheit der Welt. Sie erst lehren uns sehen. So hatte es schon Marx sehr tiefsehndig ausgesprochen: »Erst durch den gegenständlich entfalteten Reichtum des menschlichen Wesens (in unserm Fall also durch die Werke der Kunst) wird der Reichtum der subjektiven menschlichen Sinnlichkeit, wird ein musikalisches Ohr, ein Auge für die Schön-

⁴⁵ Frh. J. v. Eichendorff, Sämtliche Werke, hrsg. v. W. Kosch, Regensburg 1908 ff., 1. Bd., S. 134.

⁴⁶ M. Scheler, Vom Ewigen im Menschen, Berlin 1933, S. 44 ff.

heit der Form, kurz werden erst menschlicher Genuß und fähige Sinne... . teils erst ausgebildet, teils erst erzeugt.⁴⁷ Diese Wirkung gilt aber in betontem Sinn von dem gesprochenen Wort, von der Macht der Sprache. Und dieser Vorrang der Sprache beruht auf ihrer größeren Nähe zum Begriff, auf ihrer Einheit mit dem Denken. Wenn unser Sehen in die Bahnen der bildenden Kunst, der Malerei, gezwungen wird, so unser Denken in die Bahnen des gesprochenen Worts. Und wie unser Denken das Leben leitet, so gerät damit unser ganzes Leben in die vorgezeichneten Bahnen der ausgesprochenen sprachlichen Fixierung, vor allem also in ihrer reinsten Form, als Dichtung.

Hier gilt es ganz allgemein: Wir fühlen, empfinden, freuen uns und leiden, wir lieben und sehnen uns so, wie wir es an den Dichtern gelernt haben. Wir stehen in ihrem Bann und können gar nicht heraus, wir können gar nicht »ursprünglich« leben, und jede Orientierung an dieser Vorstellung verdeckt schon immer die wirklichen Verhältnisse. Die von den Dichtern geformte Welt gibt uns den Spielraum unsres Lebens, aber sie schließt uns zugleich darin ein, so daß wir gar nicht herauskönnen. Nicht nur unsre Begriffe und Vorstellungen, sondern auch alle unsre sogenannten seelischen Funktionen sind immer schon durch die Dichtung — und weiterhin durch die Kunst und durch die Kultur überhaupt — geformt. [63/64]

In diesem Zusammenhang verstehen wir den tieferen Sinn des Hölderlinschen Verses, den Heidegger seinerzeit schon so nachdrücklich herausgehoben hatte: »Was bleibt aber, stiftet die Dichter.⁴⁸ Das Bleibende, das die Dichter stifteten, sind nicht ihre einzelnen »unsterblichen Werke« als solche. Auch diese überleben zwar das Leben des einzelnen Menschen, aber sie geraten schließlich dann auch in Vergessenheit, sondern das Bleibende sind die Formen der Auffassung und des Erlebens, in denen sich, von den Dichtern vorgeformt, unser Leben abspielt. In diesem Sinn bilden die Dichter unsre Welt.

Doch ist es bei dem Einfluß der Dichtung wieder anders als bei dem der Sprache; denn die Sprache ist ein allgemeines Medium, das der einzelne zwar vollkommener oder unvollkommener beherrscht, das ihm aber immer als ein Ganzes des Weltverständnisses gegeben ist, innerhalb dessen er nicht besondere Bereiche auswählen kann. In der Dichtung dagegen (wie auch in der Kunst allgemein) gibt es die Möglichkeit einer Auswahl. In den jeweils besondren Begegnungen des individuellen Lebens bildet sich der jeweils besondere Umkreis der Dichtung, in der der betreffende Mensch lebt und der auf sein Leben formend zurückwirkt. Daraus aber ergibt sich eine hohe erzieherische Verantwortung; denn der Erzieher hat einen weitgehenden Einfluß darauf, welcher Art diese formenden Einflüsse auf das Leben des heranwachsenden Menschen sind, ob es die zufällig aufgerafften Einflüsse der Gasse sind (die sogenannte Schundliteratur, weitgehend auch des wahllos aufgenommenen Films) oder die tiefer bildenden Gestalten hoher Dichtung. Wenn auch in beiden Fällen die Wirkung vorwiegend unbemerkt geschieht, so ist doch der Erzieher imstande, diese Einflüsse weitgehend zu steuern, indem er die [64/65] wertvollen Einflüsse zugänglich macht. So kommt es für das ganze spätere Leben entscheidend darauf an, welche Denk- und Erlebnisformen durch die im Unterricht vermittelte Dichtung entwickelt werden.

Dieser Umstand, daß unser Leben nicht einfach von innen heraus wächst, sondern sich von Anfang an im Medium vorgegebener Formen vollzieht, die uns von unsrer Umwelt bereitgestellt sind, gilt weitgehend auch vom Dichter selbst, indem er seinerzeit schon immer im Medium bestimmter, vorgegebener, geschichtlich gewordener Formen dichtet. Man hat mit Recht bemerkt, wie weit die Sprache schon für den Dichter dichtet, indem Reime und Bilder ihm einfach zuströmen, die er nur aufzugreifen und zu verwenden braucht. Die Formen der dichterischen Gestaltung, die Fragestellungen und Lebenshaltungen, alles ist ihm schon überliefertes Material, das er nur geschickt zu kombinieren braucht. Er dichtet immer schon in einer gestalteten Welt.

⁴⁷ K. Marx, Der historische Materialismus. Die Frühschriften, hrsg. v. S. Landshut und J. P. Mayer, Leipzig 1932, 1. Bd., S. 301 f.

⁴⁸ Hölderlin, 4. Bd., S. 63. Vgl. Heidegger, Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung, S. 38 ff.

4. Dichtung als Magie

Die magische Kraft, die der Dichtung auch heute noch innewohnt, hat in jüngerer Zeit wohl niemand so tief empfunden wie *Josef Weinheber*; denn er erkennt in der Besinnung auf sein Dichtertum:

*Es gibt keine andere Lust
als tiefen Wortes tiefre Magie,
der du gehorsamen mußt.⁴⁹*

Hier haben wir von der Seite des Dichters gesehen, was wir bisher nur von seiner Wirkung auf den das dichterische [65/66] Wort aufnehmenden Menschen betrachtet hatten: Die Dichtung ist Magie, sie ist Zauberei, und der Mensch gewinnt, indem er das dichterische Wort hervorbringt, eine magische Gewalt. Aber er ist als verantwortlich schaffender Dichter im Besitz dieser Macht nicht mehr frei, er kann diese Gewalt nicht mehr zu beliebigem Zweck willkürlich gebrauchen, sondern er muß, wie es hier heißt, des Wortes tieferer Magie »gehorsamen«. Er ist in der Gestaltung des Worts selber nur ein Dienender. Das bedeutet: indem er das »reine Gedicht« — wiederum eine gern gebrauchte Wendung Weinhebers — hervorbringt, will er nur in Worte fassen, was er erfahren hat, was er in der Tiefe seiner Seele gehört und gesehen hat und was zu sagen ihm aufgegeben ist. Der Stolz der Dichtermacht versinkt in dem demütigen Bewußtsein, selber nur Organ zu sein, durch das ein Größeres spricht. Das ist es, was hier mit dem »gehorsamen« gemeint ist.

Ähnlich hat es auch *Rilke* empfunden, wenn er in einem seiner letzten Gedichte sagt:

*Daß es ein Göttliches binde,
hebt sich das Wort zur Beschwörung,
aber, statt daß es schwinde,
steht es im Glühn der Erhörung,
singend und unversehrt.⁵⁰*

Auch hier ist das Wort als Beschwörung aufgefaßt, die im Vergänglichen ein bleibendes Sein zu gewinnen versteht. Er bekennt:

*Aus unbeschreiblicher Verwandlung stammen
solche Gebilde . . .
Hier ist Magie. In den Bereich des Zaubers
scheint das gemeine Wort hinaufgestuft.⁵¹ [66/67]*

Und er erinnert ausdrücklich an die Goethesche Legende. Vom Dichter heißt es:

*Unser (das heißt der Dichter) ist das Wunder vom geballten
Wasser, das der Magier vollbracht.
Welche Freude, welche Macht,
Leben, das dahinstürzt, aufzuhalten.⁵²*

Diese »Macht des Gesanges« (Schiller) kommt in der alten Sage vom Sänger Orpheus zum Ausdruck, der selbst die wilden Tiere durch sein Lied zur Stille gezwungen hat. Rilke hat diesen Gedanken in unsrern Tagen wiederaufgenommen und von ihm das Wesen des Dichtertums zu deuten versucht. So heißt es gleich in dem ersten seiner »Sonette an Orpheus« von den »Tieren aus Stille«:

⁴⁹ J. Weinheber, Sämtliche Werke, hrsg. v. J. Nadler und H. Weinheber, Salzburg 1953 ff., 2. Bd., S. 119.

⁵⁰ R. M. Rilke, Gedichte 1906 - 1926, besorgt durch E. Zinn, Wiesbaden 1953, S. 403.

⁵¹ Rilke, Gedichte 1906 - 1926, S. 174.

⁵² Rilke, Gedichte 1906 - 1926, S. 415.

*Und da ergab sich, daß sie nicht aus List,
und nicht aus Angst in sich so leise waren.,.
sondern aus Hören. Brüllen, Schrei, Geröhr
schien klein in ihrem Herzen. Und wo eben
kaum eine Hütte war, dies zu empfangen,
da schufst du ihnen Tempel im Gehör.*⁵³

Das dichterische Wort also läßt die Selbstbefangenheit im Menschen verstummen, es zwingt ihn zum Hören, zum Hören nämlich auf das verborgene tiefere Wort, das das Wesentliche offenbart macht. Zu diesem gehorsamen Hören hinzuführen, den Menschen zu öffnen für diese Stimme des Gedichts, des »tiefen Wortes tiefere Magie« auf ihn wirken zu lassen, ist darum die eigentliche Bestimmung der Erziehung zur Dichtung.

Der echte Dichter dagegen, das Genie im eigentlichen Sinn, ist dadurch gekennzeichnet, daß er die Hülle der bestehenden Formen zu durchstoßen vermag, daß er — was natürlich immer nur in einem relativen Grade möglich ist — zur [67/68] ungeformten, noch unberührten Wirklichkeit vorzudringen¹ und sie in neuer, noch nicht dagewesener Form einzufangen vermag. Er vermehrt in dieser Weise die verstandene und gedeutete Welt. Aber eben, weil diese Formen noch nicht dagewesen sind, weil sie bisher noch nicht gehörte Verse bringen, finden sie zunächst noch kein aufnahmefähiges Publikum und werden sie von ihrer Umwelt noch nicht verstanden. Der Durchbruch eines neuen Kunststils ist jedesmal ein Skandal. Bei Proust wird es mehrfach, besonders eindrucksvoll auf dem analogen Gebiet der Malerei geschildert, wie die Zeitgenossen einen Künstler noch nicht verstehen, wie er aber durch sein Werk seine Nachwelt erst hervorbringt.

Aber wiederum leistet der Dichter und der Künstler nur in einem gesteigerten Maße, was in geringerem Grade jedem von uns möglich ist: die Hülle der vorgegebenen Formen |zu durchstoßen und zur ungeformten Wirklichkeit vorzu-| dringen. Insofern uns das gelingt, vielleicht nur in seltenen Augenblicken unsres Lebens, sind wir selber in bescheidenem Ausmaß Genies.

Es wurde schon hervorgehoben, daß dieser Durchstoß immer nur in einem relativen Grade gelingt; denn niemals können wir das Ganze der bestehenden Auffassungsformen durchbrechen, um zur Wirklichkeit in einem ungeformten Rohzustand vorzudringen, sondern immer dringen wir nur durch das Geformte hindurch, zu einem kleinen Teil auch zum noch Unerfaßten hindurch, das heißt, jede neue Weltbewältigung baut auf der bisherigen auf, vermehrt den Bestand und erweitert so die Lebensmöglichkeiten. Nie löst sich das Ganze der bestehenden Formen auf. Es ist nicht so, wie Nietzsche es gelegentlich sagte, daß der, der Neues schaffen will, notwendig Altes zerstören müsse. Aber zu [68/69] einem Teil ist die neue Formung in der Tat Zerstörung und wirkt daher auf den, der unvorbereitet herantritt, als formlos. Man bedient sich dann der Begriffe wie neuer Formen, offener Formen im Gegensatz zu den geschlossenen usw. Dabei kann das Ausmaß dieser Zerstörung beim Neuschaffen wiederum von Fall zu Fall sein. Aber damit kommen wir schon zur Unterscheidung verschiedener typischer Möglichkeiten, und davon wollen wir zunächst noch absehen, um zunächst einmal das Grundsätzliche in den Blick zu bekommen.

5. Sprache als Magie

Wie die Dichtung nun die gesteigerte Form der Sprache ist, so gilt das, was soeben von den genialen Möglichkeiten gesagt wurde, die Hülle der überlieferten Formen zu durchstoßen und neue, noch unbekannte Wirklichkeit zu ergreifen, in entsprechender Form auch von der Sprache. Wohl ist es richtig, wie Humboldt es gesehen hatte, daß wir den Zugang zur Wirklichkeit nur so haben,

⁵³ R. M. Rilke, Gesammelte Werke, Leipzig 1930, 3. Bd., S. 313.

wie die Sprache sie uns zuführt. Aber das gilt, mathematisch gesprochen, nur in erster Näherung, nur in einer ersten vereinfachenden Betrachtung. Es bleibt freilich so lange gültig, wie wir die Sprache in nachlässiger Weise als abgenutzte Schablone benutzen. Aber wo ich mich um den prägnanten sprachlichen Ausdruck mühe, wo ich bei einem widerstrebenden Gegenstand wirklich mit der Sprache ringe, da bewege ich mich nicht mehr in den Bahnen einer fertigen Sprache, sondern da bin ich, sei es auch nur, daß ich ein bekanntes Wort in einer neuen Situation verwende und dadurch seine Bedeutung vermehre oder zu einer neuen Metapher greife, selber [69/70] sprachschöpferisch, wenn auch wiederum in noch so bescheidenem Ausmaß. Denn die Sprache ist ja nichts ein für alle mal Fertiges, sondern sie entwickelt sich, und zwar durch solche kleinen Schritte. Wenn man sich aber die ganze Funktion der Sprache für die Wirklichkeitsauffassung vergegenwärtigt, dann bedeutet das, daß ich im neuen sprachlichen Ausdruck zugleich die Wirklichkeit vermehre. Sprachschöpferisch bin ich zugleich wirklichkeitsschöpferisch. Wenn wir diese Leistungen ins Auge fassen, lernen wir vielleicht neu die Ehrfurcht vor dem Wunder der Sprache; denn sooft sie durch nachlässigen Gebrauch verunstaltet und geschändet sein mag, sooft gar in frevelhafter Absicht mißbraucht, so ist es doch immer wieder die Sprache, durch die uns die Welt bewohnbar ist. Darum kann *Heidegger* betonen: »Nur wo Sprache ist, da ist Welt, das heißt: der stets sich wandelnde Umkreis von Entscheidung und Werk, von Tat und Verantwortung, aber auch von Willkür und Lärm, Verfall und Verwirrung.«⁵⁴ Von hier aus verstehen wir zugleich tiefer das Wort Heideggers, das wir schon zu Anfang als einleitenden Hinweis kurz erwähnten: »Die Sprache ist das Haus des Seins. In dieser Behausung wohnt der Mensch«,⁵⁵ und es verlohnt sich, seiner tiefen Dunkelheit ein wenig nachzusinnen.

Wenn »Haus des Seins«, wie wir wohl annehmen müssen, als Haus für das Sein (und nicht als Haus, das im Sein gewährt wird) zu verstehen ist, dann wird die Sprache in einer doppelten Weise ein Haus genannt, nämlich für das Sein und für den Menschen. Und wenn beide nicht in derselben Weise darin wohnen sollen, dann muß das Wort »Haus« dabei in einem doppelten Sinn verstanden werden. Auf der einen Seite ist es das Gefäß, in dem allein uns das Sein gegeben sein kann. Das würde bedeuten, daß uns das [70/71] Sein niemals sozusagen »nackt«, sondern nur immer im Kleide der Sprache gegeben ist, und es würde vertieft aufnehmen, was Humboldt im Auge hatte, als er betonte, daß der Begriff unablösbar an das Wort gebunden sei, daß ersieh »ebensowenig von dem Worte abzulösen vermag, als der Mensch seine Gesichtszüge ablegen kann«.⁵⁶ Und von dieser das Sein in sich bergenden Sprache heißt es dann, daß sie die Behausung sei, in der wir wohnen und durch die allein wir in der Welt zu wohnen vermögen. Die Grenzen der Sprache sind zugleich die Grenzen, wo unsre »gedeutete Welt« an das Unheimliche und schlechthin Unverständliche stößt. Das gilt schon, soweit wir die Sprache als einen fertigen Bestand nehmen, über den wir verfügen, aber das gilt in einem noch tieferen Sinn, wo wir im Ringen um die Sprache ihren Bestand durch neue Prägung vermehren. Jede Vermehrung der Sprache erweitert zugleich unsre Welt und bereichert den Umkreis unsres Lebens. Jedes in einer konkreten Situation gesprochene Wort, durch das wir den uns bedrängenden Mächten gegenüber einen festen Stand gewinnen, ist eine solche Vermehrung der Welt. In diesem Sinn übertragen wir das vom dichterischen Schaffen geprägte Wort von der Magie auf die Sprache im ganzen. Wir verstehen die Sprache nur an ihrer Oberfläche, wenn wir ihre Leistung in den frei von *Bühler* unterschiedenen Sprachfunktionen der Kundgabe, Auslösung und Darstellung (oder Ausdruck, Appell und Darstellung) zu fassen glauben, so überzeugend sich dieses Schema auch in der Ebene des rationalen Bewußtseins darbietet und hier auch bewährt hat.⁵⁷ Um aber die hier betrachteten Zusammenhänge zu erhellen, müssen wir tiefer in ihren Grund zurückgehen und im

⁵⁴ *Heidegger*, Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung, S. 35.

⁵⁵ *Heidegger*, Platons Lehre von der Wahrheit, S. 53.

⁵⁶ *Humboldt*, Gesammelte Schriften, 7. Bd., S. 100.

⁵⁷ K. *Bühler*, Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache, Jena 1934.

Bereich der sogenannten sekundären Sprachfunktionen⁵⁸ nach ihrer tieferen Wurzel suchen, von [71/72] ihrer magischen Wurzel her, nur daß wir (nach Sprangers Vorbild) den Sinn dieser Magie neu bestimmen müssen. Mit den am Denken der sogenannten »Primitiven« entwickelten Begriffen eines Analogiezaubers oder einer mystischen Partizipation zwischen dem Namen und dem Benannten werden wir für unsre Deutung der Macht des Worts nicht viel weiter kommen. Weiter führt schon der Sprangersche Gedanke, daß die Magie, nachdem sie ihre Macht über die äußere Wirklichkeit verloren hat, sich dem Menschen selber zuwendet, wobei dieser Mensch der (bisher vernachlässigten) dialogischen Form des Sprechens entsprechend in einer doppelten Weise in den Blick kommt: als Sprechender und als Angesprochener. Der Sprechende verwandelt sich, indem er am verantworteten Wort sich selbst, sein eigentliches Selbst gewinnt. Das war es, was wir am Beispiel des Versprechens zu verdeutlichen suchten. Aber auch der, dem sich beschwörend das Wort zuwendet, verwandelt sich, wenn er unter die Macht des Worts gerät. Das war es, was wir am zugespitzten Beispiel des Fluchs zu zeigen versuchten.

Trotzdem erweist sich diese Deutung, die die Magie in das Innere der Seele zurücknimmt, noch als unzulänglich, weil sie eine Scheidung von Subjekt und Objekt voraussetzt, die in der Tiefenschicht, in der wir hier die Sprache zu betrachten versuchen, ihre Gültigkeit verliert. Und wenn wir von einer durch die Sprache ermöglichten Gestaltung der Situation sprachen, so handelte es sich dabei ja um eine Form der Wirklichkeit, in der Äußeres und Inneres, Objekt und Subjekt noch ungeschieden waren. Indem die Situation sich erst unter dem Einfluß der sprachlichen Fassung zu ihrer Bestimmtheit ausbildet, gewinnt das Wort eine Macht nicht nur über den Menschen im Sinne einer isolierten Subjektivität [72/73] tätig, sondern über die Wirklichkeit in diesem noch ungeschiedenen Sinn.

Aber grade hier ist für die Sprache im ganzen hineinzunehmen, was Weinheber bei der Dichtung als »gehorsamen« bezeichnete. Die Magie ist nicht willkürlich (oder wird zum Frevel, wo sie dieser Willkür verfällt), sondern sie ist gehorsam, das heißt, sie hört auf etwas, das zu ihr spricht, und richtet sich nach diesem. Gehorsam ist der Mensch im Gebrauch des Worts, wenn er jenseits aller eigenmächtigen *I* Willkür nur das zu Wort bringt, was seinerseits nach dem > Wort drängt, nach dem Wort verlangt und doch erst im Wort Wirklichkeit wird. So war es schon beim Nennen des Namens, daß der richtige Name gefunden werden mußte, und so ist das richtige Wort, durch das die schlummernden Möglichkeiten der Situation zur Wirklichkeit gebracht werden. Von hier aus ergibt sich das (bisher beiseite gestellte) Problem nach dem angemessenen Wort. (Das war ja auch schon bei Eichendorffs »Zauberwort« gemeint: Die Dinge heben nur dann an zu singen, wenn der Dichter das »rechte Wort« findet.) Das verantwortlich gebrauchte Wort ist das, das diese Aufgabe der Angemessenheit erfüllt, und der Mensch stellt sich unter die Zucht des Worts, wenn er sich mit letzter Anstrengung um die Reinheit des angemessenen Worts bemüht.

Die beiden Kennzeichen des richtig gebrauchten Worts, die Angemessenheit an die Situation und die schöpferisch gestaltende Artikulation, widersprechen einander nicht, sondern nur, wo sie sich in einer Art beständiger Resonanz vereinigen, kann die Sprache ihr eigenstes Wesen erfüllen. Nur da offenbart sich die wahre Macht des Worts. Doch daraus ergeben sich weiterführende Fragen, auf die hier nur noch abschließend hingewiesen werden kann. [73/74]

⁵⁸ F. Kainz, Psychologie der Sprache, 1. Bd., Grundlagen der allgemeinen Sprachpsychologie, Stuttgart 1941, S. 219 ff. Ich benutze die Gelegenheit, allgemein auf dies immer wieder unentbehrliche Nachschlagewerk mit Nachdruck hinzuweisen.